This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

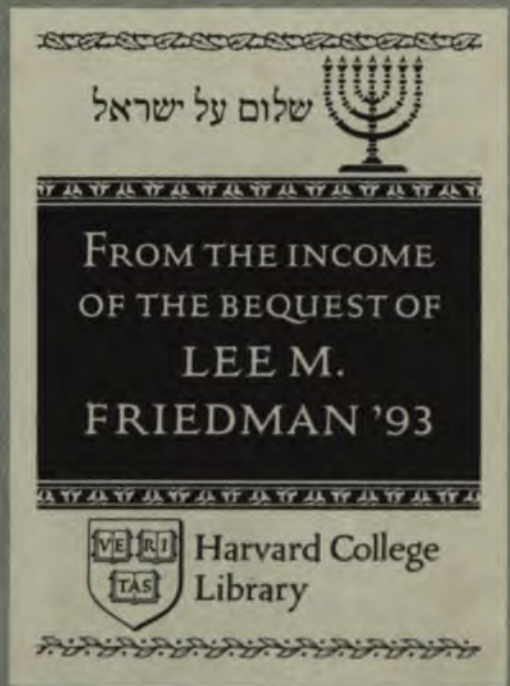
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3310
48.58

Jud 3310.41.68



S. R. Landau.

Unter ✲ ✲ ✲ jüdischen ✲ ✲ ✲ Proletariern.

Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russland.

WIEN, 1898.

Jud 3310.48.58

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUL 18 1961

Vorwort.

Die Schilderungen, die ich hier in einer Sammlung der Oeffentlichkeit übergebe, sind während einer Studienreise entstanden, die ich im Auftrage des „Jewish World" in London und der hiesigen „Welt" unternommen habe. Sie behandeln die Lebens- und Arbeitsverhältnisse des jüdischen Proletariats dort, wo es am dichtesten zusammenwohnt und wo das Massenelend zuhause ist. Es sind Schilderungen und nicht Betrachtungen. Sie wollen nicht zu Seufzern anregen und nicht rühren; es soll lediglich eine große Gesellschafts-Lüge zerstreut und an der Hand von Thatsachen und statistischen Daten dargestellt werden: so „leben" die jüdischen Volksmassen. Weit davon entfernt, eine Massenenquete über die ökonomische Lage des jüdischen Proletariats zu vertreten, sollen diese Skizzen aber doch einiges Material hiezu liefern und die Bahn zeigen, die der jüdische Publicist zu betreten hat. Wer seinem Volke helfen will, muss es zuerst kennen lernen.

Wien im Juni 1898

Der Verfasser.

I.

Kolomea.

Es ist Simchath-Thora Nachmittags. Wo frommgläubige Juden wohnen, pflegt man sich an diesem Tage zu freuen, ja, sich einem Freudentaumel, von dem alle Straßen widerhallen, hinzugeben — in Kolomea ist alles ruhig. Die Straßen sind öde, die Marktplätze leer und in den niedrigen Häuschen mit dem morschen Gebälk und dem geflickten Schindeldach sieht man die weißen Linnen, die blanken Leuchter und die Brosamen auf den Tischen, aber man hört keinen Laut. Sabbatruhe. Es ist Dienstag. Schon sein Freitag Abends wird geruht; es wird nichts verdient. Das sind schwere Feiertage.

Jedes Häuschen hat seine Sukkah. Drei Wände aus mit Schnüren aneinander gebundenen Brettern, damit diese durch Nägel nicht beschädigt werden, darüber Maisblätter statt des kostspieligen Tannenreisigs, und das Zelt ist fertig. Es hat seinen Zweck bereits erfüllt. Morgen wird man es auseinandernehmen und dem Händler die Bretter zurückstellen, die man nur entlehnt hat. Inzwischen wird es Abend. Die Männer eilen zum Minchagebete und die Frauen versammeln sich vor der Schwelle, um zu plaudern. Eine erzählte gerade als ich vorübergieng der anderen, dass man ihrem Manne, einem Zündhölzchenarbeiter, morgen die Kinnlade operieren werde. Dabei weinte sie gar nicht, denn heute ist ja Feiertag.

Wovon mögen die anderen gesprochen haben? Ihre grün-gelbe Gesichtsfarbe, ihr durchfurchtes Antlitz, das von einem Tuch eng umschlossen ist, ihr Körper, an dem man

die Schönheit weiblicher Formen vermisst und der wehmütige Zug der Resignation in den Gesichtern lassen es errathen: hier haust Frau Sorge. Die das jüdische Weib geschildert haben, suchten es unter diesen Frauen nicht, aber sie hätten es in seiner wahren, naiven Gestalt am ehesten finden können, wie es in einer Person gleich Gattin, Mutter, Erzieherin, ja sehr oft auch die Ernährerin der ganzen Familie ist. Sie saßen nun da, die Tücher auf dem Kopfe, die jeden Unterschied des Alters undeutlich machten, und sprachen von dem, was sie drückte. Denn morgen beginnt wieder die Arbeit. Oder nein. Der Kampf um's Dasein beginnt, der sich auch hier in den Formen des modernen wirtschaftlichen Lebens bewegt. Die jüdischen Borstensortierer wollen morgen zum Strike, durch den Kolomea berühmt wurde, greifen. Es sind ganze Kerle. Viele von ihnen waren schon jenseits des Oceans, sie verstehen gründlich ihr Fach und haben es zu den in Galizien fabelhaften Wochenlöhnen von 10—15 fl. gebracht. Aber die Leipziger Messe mit dem allzu großen Warenangebot ist schlecht ausgefallen und in Kolomea wollen die Unternehmer den Lohn drücken. Der Strike soll die Antwort sein. Und dann wollen auch Andere nicht arbeiten. Sie sind nicht classenbewusst, denn sie zählen kaum 12—14 Jahre, aber in der kurzen Schule des Lebens haben sie schon die wirtschaftliche Tragweite des Strikes kennen gelernt. Und diese unschuldigen Geschöpfe, die sich nur gegen eine physische Ueberbürdung wehren, bringen einen ganzen Productionsprocess zum Stillstand und machen viele Familienväter brotlos. Die Handlanger in den Taleswebereien, die für 1 fl. 20 kr. wöchentlich 2—3 Webstühle bedienten, haben die Arbeit eingestellt, denn man verlangt von ihnen, dass sie ihre Thätigkeit auf 6—7 Webstühle ausdehnen. Die Talesweber können ohne Handlanger nicht arbeiten, auch wenn sie wollten. Woher sollen sie nun leben? So klagte mir schwer seufzend eine Frau in der — Spinozagasse.

Die Juden von Kolomea wissen eigentlich selbst nicht, wieso sie dazu kamen, ihren zwei großen Glaubensgenossen,

Spinoza und Mendelsohn, Gassen zu widmen. Fragt man einen, wo diese Gassen sind, so blickt er verwundert auf, schüttelt den Kopf und während er die Rechte nach rückwärts in die Taschen steckt, macht er mit der Linken eine abwehrende Geste. So sprechen sie alle. Das ist verständlich. Er weiß nicht. Die zwei großen Philosophen haben es auch nicht einem Juden zu verdanken, wenn ihre Namen die einzige „Zierde" dieser engen, schmutzigen, an einem schönen Herbsttage mit kothigen Pfützen bedeckten Gasse bilden. Sygurt Wisniewski, der vielgereiste Millionär und Philanthrop, gab die Anregung dazu, der Gemeinderath nahm sie an, jede Gasse erhält eine neue Tafel und die meisten Einwohner Kolomeas wissen bis heute nicht, wo diese Gassen sind, geschweige denn wer die Männer waren, nach denen sie benannt sind.

In diesem Viertel befinden sich auch die Bethäuser. Es sind zwar keine stilvollen, aber große, schöne, luftige Räume, würdig des Zweckes, dem sie dienen. Nach den Stunden der Andacht werden hier die Tagesereignisse besprochen, oft lebhaft discutiert. Die so glücklich sind, Zeitungen lesen zu können, oft auch nur als Subabonnenten aus dritter oder vierter Hand, werden von einer Schar Wissbegieriger umgeben und mit Fragen bestürmt, was sich „Neues thut". „Moze Jomtew"*) wird von hier signalisiert. Sobald der erste Abendstern am Himmel erglänzt, wird das Marew-Gebet verrichtet. Die lange Kette von Feiertagen ist zu Ende, an denen man besser leben musste, aber nichts verdiente. Die Ersparnisse sind erschöpft und draußen harrt ein langer, kalter Winter . . .

* * *

Unweit von Kolomea liegt das Dorf Wierzbiarz. Da hinaus wandern schon frühzeitig, um sechs Uhr morgens, über 140 Leute, zumeist Kinder im Alter von 12—14 Jahren. Ihre Gesichter sind aschfahl, ihre Lippen bleich und ihre Augen eingefallen: das sind die jüdischen Zündhölzchen-Arbeiter. In

*) Der Abend des letzten Feiertages, ein Uebergang zu den Werktagen.

einem Fiaker — sit venia verbo — erreichte ich die Fabrik in 15 Minuten. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die Lage des gedrückten, aber sehr gesprächigen Kutschers kennen zu lernen. Er ist erst seit einigen Wochen selbständig. Aus Rücksicht für seine gelähmte Mutter schenkte ihm die „Frau Baronin" 150 Gulden, für die er sich diesen alten, kreischenden Kasten ankaufte. 60 Gulden lieh ihm die Sparcasse auf Wochenabzahlung von 1 fl. 20 kr. und damit gelangte er in den Besitz eines Pferdes. Früher verdiente er als Kutscher 2 fl. 50 kr. wöchentlich, jetzt trägt's ihm schon etwas mehr. Wenn er 12—14 Gulden wöchentlich einnimmt, ist er froh. Davon entfallen 7 fl. auf das Pferd; der Rest bleibt ihm und seiner Mutter. Oft verdient er nur 10 Gulden, aber das Pferd braucht doch jeden Tag seinen Hafer. Und dann kommen noch auf die Sparcasse 1 fl. 20 kr. Die kranke Mutter schilt und tobt, wenn er so wenig nach Hause bringt. Was soll er aber machen?

In Kolomea ist, wie in den meisten galizischen Städten, das Fuhrgewerbe in jüdischen Händen; es zählt 25 Zweispänner, 38 Einspänner und 20 Wagen „zweiter Güte". Es sind ehrliche Gesellen und wer mit ihnen größere Strecken zurücklegt, lernt ihr gutmüthiges Wesen, ihr erzählerisches Talent und ihren Reichthum an Anecdoten aller Art kennen.

Wir sind an Ort und Stelle. Die Fabrik gleicht einer großen Holzkammer, in die durch die kleinen, schmutzigen Fenster nur spärliche Luft und schwaches Licht dringen, wie wenn dafür gesorgt wäre, dass die tödtlichen Schwefel- und Phosphor-Ausdünstungen nicht entfliehen. Hier arbeiten in verschiedenen Abtheilungen über 140 Personen. Es gibt hier nur drei Christen, die Uebrigen sind Juden: mehr als 100 Mädchen im Alter von zwölf Jahren aufwärts und der Rest Männer.

In einer Atmosphäre, die ich keine zehn Minuten ertragen konnte, sitzen sie von 6½ Uhr morgens bis 8 Uhr abends mit einer Stunde Mittagspause. Die einen bringen die Hölzchen in Rahmen, bevor sie in Schwefel und Phosphor getaucht werden, die anderen sortieren sie nach dieser Procedur,

packen sie ein oder erzeugen gar die Schachtel. Alles geschieht mit einer mechanischen Hast, nirgends hört man ein überflüssiges Wort, das Lachen oder Singen haben diese jungen Geschöpfe schon längst verlernt. Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn sie arbeiten im Accord. Bei übermäßigem Fleiss und großer Fertigkeit verdient ein Mädchen 35 kr., sonst nur 25—30 kr. täglich. Die erwachsenen Männer, welche die todbringende Arbeit des Tauchens oder Sortierens in der Trockenkammer verrichten, bekommen einen Wochenlohn von 4—5 fl. Da, in einer Kammer, die einst ein Stall war, sitzen 11 Mädchen und kleben Schachteln. Es sind liebe Geschöpfe mit unschuldig-naiven Mienen, aufkeimende Knospen, die hier auf dem Misthaufen zugrunde gehen. Wie stumm sitzen sie da den ganzen Tag, denn jede hält die Papierstreifen zwischen den Zähnen, von denen sie jedesmal einen hervorzieht und mit beiden Händen um eine Form wickelt. Für 1000 Schachteln bekommt sie 4 kr., sage v i e r Kreuzer! . . .

Diese Fabrik, in der die Zündhölzchen aus dem vergiftenden gelben Phosphor hergestellt werden, ist nicht die einzige in Galizien. Wir finden sie in Stanislau, Skole, Bolechow u. s. w. Ueberall stellen die Juden das Hauptcontingent der Arbeiter und damit auch der Opfer.

In seinem letzten Jahresbericht*) erzählt uns der k. k. Gewerbe-Inspector für Galizien von 1230 Unfällen in den 10 galizischen Fabriken, wie Lungenerkrankungen, Kieferkrankheiten, Verbrennungen durch Explosionen u. s. w. Er tadelt aber auch zu wiederholtem Male die fortdauernde Ueberschreitung der Gewerbeordnung durch Verwendung von Kindern unter 16 Jahren und durch Beschäftigung über 8 Stunden täglich. Was nützt es? Die Erzeugung schwedischer Zündhölzchen lohne sich nicht, erklärte uns der Fabriksbesitzer. Der Artikel sei viel schwerer an den Mann zu bringen; denn

*) Bericht des k. k. Gewerbe-Inspectors für das Jahr 1896, S. 363, ff.

der galizische Bauer gebe nur für drei Dinge Geld aus: für Steuer, Salz und Zündhölzchen. Die beiden letzteren stehen aber in einer unlösbaren Verbindung. Der Bauer kauft gewöhnlich um 10½ kr. einen Tolpen Salz und für den restlichen halben Kreuzer bekommt er eine Schachtel Zündhölzchen. Um diesen Preis könne man schwedische Zündhölzer nicht liefern. Zudem seien diese bei den Bauern unbeliebt, weil sie im Winde auslöschen und weil eine Schachtel kaum die Hälfte soviel enthält, wie bei den Phosphor-Zündhölzchen. Darum sollen lieber jährlich hunderte von Menschen zugrunde gehen. . . .

* * *

Der Rückweg führt mich zuerst in eine Wagenschmiere- und Schuhwichs-Fabrik. Hier sind 25 Arbeiter beschäftigt, nur Juden: 7 Männer und 18 Mädchen. Die Männer erzeugen die Waren und verdienen wöchentlich 4—6 Gulden; die Mädchen kleben Schachteln oder füllen sie. Ihr Lohn beträgt 6—8 Gulden monatlich oder 40 Kreuzer per 1000 Holzschachteln.

Dann gelangte ich, geführt von meinem liebenswürdigen Cicerone, dem Schulleiter Grünes, in eine Petroleum-Raffinerie und Kerzenfabrik. Hier sind 70 Arbeiter, darunter über 50 jüdische, beschäftigt. 20 davon sind Männer und verrichten die schwersten Arbeiten gegen eine Entlohnung von 60 Kreuzern täglich. In einer finsteren Kammer, wo der schwarze Petroleumsatz zu weißer Kerzenmasse raffiniert wird, sah ich zwei massige Hünengestalten mit sehnigen Armen und langen Bärten, die mir in dieser Umgebung im ersten Augenblick wie Cyclopen vorkamen. Es waren nicht die einzigen Prachtexemplare jüdischer Arbeiter, die ich unterwegs antraf. Christliche Arbeiter werden hier nur beschäftigt, damit die Fabrik auch am Samstag betrieben werden könne.

Es ist Mittagspause. Aus der Ferne dringt ein Kichern, Lachen und singendes Durcheinander aus allen möglichen *Opern* Goldfadens an mein Ohr. Auf meine Frage erklärt

mir der Fabriksbesitzer, dass sich die Arbeiterinnen in der Kerzengießerei jetzt unterhalten. Er meint, dass es ihnen nicht schlecht gehe, denn sie möchten noch recht viele Nachtschichten machen, und am Samstag seien sie „aufgeputzt wie Damen". Es herrscht in dem großen luftigen Raum, wo die Kerzen von den 30 jüdischen, im Alter von 12 Jahren aufwärts stehenden Mädchen in Formen gegossen werden, auch wirklich eine ganz andere Stimmung als in der Zündhölzchenfabrik. Sie sind munter, machen Späße, singen, plaudern. Aber ihr Lohn ist geringer. Sie verdienen 20 oder 25, mitunter sogar nur 15 Kreuzer täglich und arbeiten von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends.

Eine interessante Organisation besitzen die Wasserträger. In Kolomea gibt es ihrer 14, aber sie sind keine Arbeiter, sondern Unternehmer. Jeder von ihnen nennt einen Wagen mit einem langen Fass, vier Kannen und einer alten Schindmähre sein eigen; das ist seine Erwerbsquelle. Von Samstag abends bis Freitag nachmittags fährt er herum und bringt den Leuten „frisches Wasser" ins Haus. Zwei Kannen kosten 1 Kreuzer; die monatliche Zufuhr kostet 40—70 Kreuzer, je nach der beanspruchten Quantität. Jeder Wasserträger beschäftigt noch einen Arbeiter, den Kannenträger, dem er 50 Kreuzer täglich zahlt. Das Gewerbe eines Wasserträgers in Kolomea hat einen goldenen Boden, denn es ist frei von jeder Concurrenz. Die 14 Unternehmer haben die Stadt in 14 Rayons eingetheilt; keinem wird es einfallen, in das Gebiet des anderen überzugreifen. Damit erlangt auch jeder innerhalb seines Gebietes ein Monopol, aber er beutet es nicht aus, die Preise bleiben fest.

Eine eigentliche Fachorganisation besitzen nur die Borstensortierer und seit wenigen Tagen auch die Talesweber in ihrem Verein „Einigkeit". Die anderen jüdischen Arbeiter socialdemokratisch zu organisieren, bezeichnete mir ein jüdischer Socialistenführer als unmöglich. Die einen, wie die Bäcker, Petroleum-Raffinerie- und Zündhölzchenarbeiter, seien mit ihren Fabriken, wo sie von Generation zu Generation arbeiten,

allzusehr verwachsen; die anderen, wie die Fiaker, haben Angst vor den Behörden. Aber selbst jenen Fachvereinen gehören nicht alle Arbeiter dieser Kategorien an. Vorzüglich organisiert, vielleicht die beste Fachorganisation in ganz Galizien, sind die Borstensortierer. Der Verein besitzt ein kleines Capital und wird, wenn die Mitglieder striken, in eine Productivgenossenschaft umgewandelt. Nur dadurch gelang es den Mitgliedern dieser Branche, so hohe, vereinzelt dastehende Löhne zu erzielen. Anders bei den Taleswebern. Die älteren unter ihnen kümmern sich weder um Verein noch um Politik. Es sind mitunter Greise, die in den Webstühlen sitzen und um einen Lohn von 5 – 7 Gulden die Woche zwölf Stunden täglich das Trittbrett bewegen und das Schiffchen zwischen den Ketten hin und her schießen lassen. Aber die jüngeren sind Socialdemokraten. So nennen sie sich, so fühlen sie sich. Was das Endziel der Socialdemokratie ist, kann man jedoch schwer von ihnen erfahren. Sie haben es vielleicht nie gehört und auch nicht gelesen, denn sie sind zumeist Analphabeten. Die socialdemokratischen Agitatoren unter der jüdischen Arbeiterschaft verlegen sich zumeist auf die Kritik der bestehenden Ordnung und da finden sie empfängliche Gemüther. In Kolomea und auch anderweitig findet man unter der socialdemokratisch gesinnten jüdischen Arbeitern ein buntes Gemisch von politischen und socialen Gedanken, das sich schwer mit dem waschechten Parteiprogramm deckt, aber sie sind alle darin einig: sie möchten kürzere Arbeitszeit und bessere Löhne. „Uns ist schlecht, wir wollen besser leben, wir arbeiten ja," — sagte einer. Es gibt auch unter den Taleswebern viele Zionisten; das sind die, welche betonen, dass sie, um diese Anforderungen zu erheben, nicht gerade internationale Socialdemokraten zu sein brauchen. Einer von ihnen antwortete meinem Begleiter auf die Frage:

„Wollen Sie nach Palästina gehen? Dort werden Sie ja auch arbeiten müssen."

„Wollen wir denn nicht arbeiten? Ueberall muss man arbeiten. Aber muss man denn so schwer arbeiten, wie hier?"

Was die jüdischen Arbeiter zur Socialdemokratie treibt, ist auch nicht das Programm. In ihrem grenzenlosen Elend greifen sie nach jeder Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, sie vergöttern jeden, der zu ihnen herabsteigt, an ihren Leiden theilnimmt, ihren Schmerz mitempfindet und ihre schweren Anklagen gegen die Gesellschaft in Worte zu fassen vermag. Die jüdische Intelligenz und die paar Capitalisten Galiziens, die in ihren diversen „Banken" nur ein Wuchermonopol betreiben, haben sich nie um das Volk gekümmert; sie haben es höchstens während der politischen Wahlen als Stimmvieh zur Urne getrieben. Was Wunder, wenn sich die socialdemokratischen Agitatoren als wahre Volksfreunde die Gunst des jüdischen Proletariats erwarben und sie noch dort besitzen, wo die zionistische Agitation nur im Keime steckt.

Jedenfalls bleibt die socialdemokratische Agitation lediglich auf die qualificierten Arbeiter beschränkt. Denn diesen steht die riesige Phalanx der „Luftmenschen" gegenüber. Was ist das? Das sind jene, welche kein Gewerbe und keinen Handel betreiben, die heute nachts nicht wissen, wovon sie morgen früh leben, und des Morgens, wovon sie ihre Familien zu Mittag ernähren werden. Sie sind bald Makler, bald lernen sie Mischna, wenn jemand stirbt, bald sind sie als „Cursoren" Concurrenten der Post, indem sie für zwei Kreuzer einen Brief und für 5—10 Kreuzer ein Paket in die nächstliegenden Ortschaften befördern. Ihre physische Kraft ist ja wertlos, denn sie findet keinen Abnehmer. Je kleiner die Ortschaft, umso geringer die Arbeitsgelegenheit, umso größer das Elend. „Kommen Sie zu mir nach Gwozdziec, da sollen Sie erst was seh'n," proponierte mir der dortige Schulleiter, und sein Amtscollege von Zborow suchte ihn zu überbieten, indem er mich zu sich einlud.

Die „Luftmenschen" bilden den größten Theil der 772.000 Juden Galiziens. „Wir haben vielleicht 100 wohlhabende unter den 14.000 Juden Kolomeas" — sagte mir ein alter Religionslehrer der Baron Hirsch'schen Schule. Die meisten kämen selbst in Verlegenheit, wenn man sie fragte,

wovon sie leben. „Gott hilft schon." Und hilft er nicht, dann kommt der Hungertyphus und macht ein Ende. Nach den Berechnungen Szczepanowskis sterben in Galizien jährlich fünf- bis sechstausend Juden Hungers.

Man würde meinen, dass sich wenigstens alle Mädchen etwas verdienen können. Die in den Fabriken kein Unterkommen finden, könnten in Dienst gehen. Selbst das nicht. Die Mädchen verstehen nicht einmal die primitivsten häuslichen Arbeiten; das Waschen, Stricken, Nähen u. dgl. sind für sie unerschwingliche Fertigkeiten. Sie haben nichts gelernt, nicht einmal das hebräische Alphabet; niemand hat sie erzogen, niemand hat sich um sie gekümmert. Den eigenen Müttern sind sie zur Last, statt zur Stütze. Eine alte Geflügelhändlerin zeigte mir, wie sie in einem zerfetzten Kleide herumgehe, das ihr die erwachsene Tochter nicht einmal zu reparieren verstehe.

Nach dieser Richtung wird es in der nächsten Zeit anders werden. Gegenüber der neuen Baron Hirsch'schen Schule wird noch ein Gebäude errichtet. Die Baukosten, 22.000 Gulden, sind von der Frau Baronin gespendet und hier sollen im ersten Jahre 30, in den folgenden 60 Mädchen in den wichtigsten häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Warum nur hier, wenn es in vielen Städten noththut? Wo bleibt denn die Baron Hirsch'sche Stiftung selbst mit ihren kolossalen Geldmitteln, die doch beiden Geschlechtern zugute kommen sollten?

Mein Rundgang ist zu Ende. Habe ich denn schon alles gesehen? Mein Begleiter zupft mich am Arm. Da, hart an der Landstraße, in einem tiefen Graben steht eine alte Baracke. Man nennt es hier Haus. Das Dach ist durchlöchert, die Balken verfault, die Bretter auf der „Façade" hängen lose herab, das Ganze droht jeden Augenblick zusammenzustürzen. Wohnen denn darin Menschen? Das Haus ist gesperrt, aber wenn man durch die Fenster hineinblickt, sieht man doch Bestandtheile von Wohnungseinrichtungen. „Da wohnt eine

Ofeshändlerin*) auf der einen und ein Mezeiwekrizer**) auf der anderen Seite," erzählte uns die Obsthändlerin, die vor dem Hause ihren Kram hat. „Sie kommen nur bei Nacht nach Hause, um zu schlafen, und die Kinder sind tagsüber in Cheder," setzte sie fort. „Man will sie schon seit langem von hier fortjagen, aber sie bitten und so bleiben sie."

„Glauben Sie nicht, dass das Haus einmal den Leuten über dem Kopf zusammenstürzen kann?" fragte ich die gesprächige Frau.

„Ei was, Gott hat schon für jedermann die Todesart bestimmt. Wir sind hier alle in seiner Hand."

Als ich dieses morsche, in allen Fugen ächzende Gebäude betrachtete, da hatte ich das wirtschaftliche Bild Galiziens. Noch steht das Haus, wie von einer wunderbaren Kraft gehalten; doch jeden Augenblick kann es über den Köpfen seiner Einwohner krachend zusammenstürzen. Fort, fort aus diesem Haus!

*) Geflügelhändlerin.
**) Grabsteinmetzgehilfe.

II.

Stanislau.

Eine aufblühende Stadt. Neben der Landeshauptstadt Lemberg und der Jagellonenresidenz Krakau die dritte in Galizien. Breite Straßen, monumentale Staatsbauten, moderne Zinskasernen und wenn es Nacht wird, Licht, recht viel Licht, eine helle, großstädtische Beleuchtung. Sie lockt nicht bloß die Nachtfalter, sondern auch die armen Juden herbei. Hieher lenkt sich der immer stärker werdende jüdische Auswanderungsstrom aus den kleinen Städten und Dörfern, denn hier erwarten sie Arbeit und Verdienst. Hier gibt es ja auch reiche Juden und viel Capital, das in den 17 „jüdischen Banken" aufgespeichert liegt. Aber was sie erreichen, ist gewöhnlich, dass es nur immer enger wird in den knappen Räumen, die für die Armut übrig sind, und dass sie das Angebot an Kräften erhöhen, für die es keine Nachfrage gibt. Dann möchten sie noch weiter fort, wenn sie nur könnten . . .

Abseits von der breiten Heeresstraße, hinter den größeren Bauten verschämt gelegen, findet man die Wohnstätten der Armen. Es sind ganze Complexe von hölzernen Häuschen in der Halicka-, Zarwanska-, Belvedergasse u. s. f., sehr verschieden an Aussehen, innerem Zustand, Anzahl und Größe der bewohnten Räumlichkeiten. Viele von ihnen sind baufällig und die meisten sollen geräumt werden. Die jüdischen Referenten im Gemeinderathe ziehen jedoch die Berichterstattung hinaus. Soviel thun sie schon für ihre Glaubensgenossen; man hat ja auch ein Herz. Sie geben ihnen vom Cultussäckel nebstdem noch 1—5 Gulden per Familie auf Ostern.

Bei der letzten Betheilung haben sich 1200 Familien mit über 6000 Köpfen darum beworben. Das sind die Bettelarmen; sie bilden fast 50 Percent der jüdischen Bevölkerung. Von den übrigen hat nach der Schätzung des jüdischen Schuldirectors kaum die Hälfte ein Einkommen von über 600 Gulden jährlich.

Was in jenen Wohnungen sofort auffällt, ist, dass die Kinder den ganzen Tag fort sind. Man schickte sie bisher in die „Cheders"; seit jüngster Zeit haben sich auch viele entschlossen, es mit der Baron Hirsch'schen Schule zu „versuchen". Aber selbst diese Kinder gehen nach 11 Uhr auf Nachstunden, während deren sie sich zumeist im Hof herumtummeln, in die Cheders. Die Baron Hirsch'sche Schule hat die Sympathie der Bevölkerung gewonnen, seitdem sie auch der Pflege der hebräischen Sprache Aufmerksamkeit zuwendet. Heuer zählt sie 620 Schüler. Während der Pause um 10 Uhr habe ich sie alle im Hofe gesehen. Was an diesen Kindern von 6—13 Jahren sofort auffällt, ist neben der ärmlichen Kleidung, die zumeist nicht von Tuch, sondern von fadenscheinigem Baumwollstoff ist, die blasse Gesichtsfarbe, der Mangel an jedem kindlichen Frohsinn und die gedrückte Stimmung; die älteren unter ihnen sind für ihr Alter auffallend zart und verwachsen. Nur bei sehr wenigen bemerkte ich Scheitellocken. Fragte ich den einen, was er denn heute zum Frühstück gegessen habe, so antwortet er: „Ein Stück Brot"; der andere: „Eine Schwammerlsuppe"; der dritte, vierte und fünfte schaute mich mit den lieben schwarzen Augen an, senkte dann seinen Blick und gab gar keine Antwort. Inmitten der Hunderte von Schülern fällt ein besser gekleideter Knabe auf, der sich mit Selbstgefälligkeit bewegt, ein Gegenstand des Neides für seine Schulgenossen. Bald erfahre ich sein Nationale: sein Vater ist Hausierer in Wien.

Hart neben dieser Schule befinden sich die Cheders. Sie leiden wohl unter dieser Concurrenz; aber sie bestehen doch fort. Die Controle der Behörden hat es wenigstens zustande gebracht, dass sich die Kinder während des Unterrichtes in

größeren lichten Räumen befinden. In der untersten Stufe, beim „dardiger-melamed“,[1]) ist aber das eine Zimmer für 50 Schüler und noch mehr zu eng; nur beim „chimesch-melamed“,[2]) der 10—15 Schüler hat, und beim „gemure-melamed“,[3]) an dessen Hochschule kaum 6—8 Kinder theilnehmen, ist ein genügender Luftraum vorhanden. Diese drei Kategorien von Schulen stehen mit einander sowohl in geistiger, als in geschäftlicher Verbindung. Die Lehrer der unteren Stufen übergeben ihre Schüler, erst wenn diese bei ihnen „fertig“ sind, den Lehrern der höheren Fächer. Diese sind dafür verpflichtet, kein Kind ohne Zustimmung seines früheren Lehrers aufzunehmen. Das ist ein regelrechtes Cartell, wenn man auch in den Judenghettos noch nie dieses Wort gehört hat.

Je höher das Fach des Lehrers, umso geringer die Anzahl der Schüler und umso größer seine Entlohnung. Denn während sich der dardiger-melamed einiger Belfer bedienen kann, müssen die zwei anderen selbst unterrichten. Und da nicht alle Schüler auf gleicher Bildungsstufe stehen, so dass z. B. beim chimesch-melamed die einen den Pentateuch oder die Propheten lernen, andere aber schon Mischna anfangen, so ist der Unterricht derart eingetheilt, dass während die einen lernen, die anderen den gelernten Abschnitt wiederholen, wobei der fähigere für seinen minder begabten Collegen dem Lehrer verantwortlich ist. Der Unterricht dauert an allen diesen Lehranstalten von 8 Uhr morgens bis halb 1 Uhr mittags und dann von 2 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends. Das Honorar beträgt im gewöhnlichen Cheder 2 Gulden den „Sman“ [4]) und einen freien Kosttag wöchentlich für einen Belfer; bei den Cheders höherer Kategorie 15—20, respective 20—25 Gulden. Alles in allem verdient also ein Melamed,

[1]) Lehrer des hebräischen Alphabets und Betens.
[2]) Pentateuch-Lehrer.
[3]) Talmud-Lehrer.
[4]) Semester. Nach diesem Zeitabschnitte werden gewöhnlich Lehrer, Handelsangestellte und Dienstboten entlohnt.

wenn es gut geht, 150 Gulden halbjährlich. Davon zahlt er 100—120 Gulden jährlich Miete, denn er muſs in einem luftigen und geräumigen Zimmer wohnen; vom Reſt lebt er mit seiner Familie. Dieſen lucrativen Erwerb betreiben in Stanislau beiläufig 50 Leute.

Ihren unmittelbaren Nachbarn geht es weit ſchlimmer. Da wohnt in einer kleinen Kammer mit einem Fenſter ein Tiſchler. Hier iſt auch ſeine Werkſtätte. Er macht Holzrahmen zu billigen Bildern, da er keine andere Arbeit findet. Er iſt zufrieden. Sein Verdienſt beträgt 1 Gulden täglich und manchmal 1 fl. 20 kr. Davon lebt er, ſeine acht Kinder und ein Lehrling. Alle ſchlafen ſie in dieſem Raum, der beiläufig ſo groß iſt wie die Schlafzelle für einen Verbrecher. Und dafür zahlt er 35 Gulden jährlich. Einige Kinder ſind zu Hauſe, denn der Mann kann nicht einmal das Geld für das Cheder erſchwingen. Doch einer beſucht ja die Baron Hirſch'ſche Schule und mein Begleiter Herr Schulleiter Sperber ſtellt ihn wegen ſeines Ausbleibens zur Rede. Der Knabe näherte ſich ehrerbietig und ſchamhaft; er war barfuß. Die Herren Stiftungsverwalter müſſen aber früher den erſten Schnee geſehen haben, bis ſie an die Vertheilung der Schuhe und Mäntel ſchreiten.

Auf der anderen Seite wohnt ein Flickſchneider. Sein Wochenverdienſt beträgt 1 fl. 50 kr. Davon kann er nicht leben und darum muſs ſeine Frau auch erwerben. Sie haben das Vorzimmer in einen Kramladen umgewandelt und für ihr ganzes Barvermögen von 50 Gulden Waren angeſchafft: Zündhölzchen, Kerzen, Petroleum, Seife, Gewürze, Zucker und allerhand Artikel für den täglichen Gebrauch. Die Waren wurden ſchnell verkauft, aber die Leute nahmen auf Borg und haben noch nicht bezahlt. „Man muſs da aushalten können und unſer Capital iſt ſchon zu Ende. Wenn man aber den Leuten nicht weiter borgt, ſo bezahlen ſie nicht das Frühere. Meine Frau nimmt zwar wöchentlich kaum 10 Gulden ein, aber man verdient doch wenigſtens etwas," ſo lautete die

Klage des Schneiders, der seine Frau vertreten musste, wenn sie um die Mittagszeit Gebäck und Petroleum ihren Kunden in die Wohnung trug.

In derselben Gasse um die Ecke, in einem kleinen Stübchen bemerkt man durch das Fenster einen Schneider, der fleißig an einer Weste arbeitet. In dem Raume steht ein Bett, eine Bank und beim Fenster ein kleines Tischchen. Mehr findet hier keinen Platz. Der Schneider, ein kleines, verwachsenes Männchen im Alter von 26 Jahren, näht bloß Westen. Für eine Weste bekommt er 15 Kreuzer Arbeitslohn. „Wie viel Westen machen Sie denn täglich fertig?" frage ich ihn. „Wenn ich zwei herstelle, bin ich froh," war seine Antwort. Davon zahlt er einen Jahreszins von 30 Gulden und erhält seine Mutter, mit der er hier zusammenwohnt. „Verdient denn die Mutter gar nichts?" — „Wie selten! Sie handelt mit „Ofes".[5]) Manchmal verdient sie 25 oder 30 Kreuzer, oft auch gar nichts." Die alte Frau steht schon zeitlich früh auf, geht in die benachbarten Ortschaften, wo sie den Bauernweibern ihr Geflügel abkauft, das sie in den Häusern zum Kaufe anbietet. Je nach dem Bedarf und der Freigebigkeit der Kundschaften richtet sich dann ihr Verdienst. Nun aber wäre noch ihr einziger Wunsch, dass ihr Sohn heirate, damit doch ein weibliches Wesen zu Hause Ordnung halte. „Aber wie kann ich denn mit 30 Kreuzern täglich heiraten?" sagt das Schneiderlein mit bitterem Lächeln. „Ja, wenn ich wenigstens 5 oder auch nur 4 Gulden die Woche verdienen könnte!"

Sein Nachbar, der Lastträger Nahum Sandler ist bescheidener. Er verdient nur 2—3 Gulden wöchentlich und hat doch schon Weib und Kind. Ein Zweites kommt nach. Wenn man einen hölzernen Riegel bei Seite schiebt, ist man im Zimmer. Es ist groß, reinlich, aber niedrig und feucht. Die Frau ist trotz ihrer Jugend ganz gebrochen, und fuhr bei unserem Eintritt erschrocken auf, da sie gerade (es

[5]) Geflügel.

war am Donnerstag) ein Stückchen Gans für Sabbath nach ritueller Vorschrift einsalzte. Im Gespräche erklärt sie, ihre Lage mit Ergebenheit zu ertragen, denn man dürfe nicht murren. „Was Gott gibt, ist gut. Man kann sich doch mit Gott nicht herumschlagen."

Nur in einem Falle sah ich statt der dumpfen Resignation eine muthige Auflehnung gegen das Schicksal, einen wirtschaftlichen Kampf wahrhaft prometheischer Art, um den Mangel an Productionsmitteln durch die physische Kraft zu ersetzen. Ueber eine schmale und steile Treppe gelangt man zu einem Batimmacher. So werden die Erzeuger von Gehäusen für Tefillin[6]) genannt. Es gibt ihrer in ganz Galizien nur drei. Die Werkstätte des Stanislauer befindet sich in einem kleinen Dachstübchen, wo Vater und Sohn arbeiten. Kein Fremder darf diesen Raum betreten. Das Fell, das lediglich die Kalkgerberei passiert, wird hier getrocknet und dann in verschiedenen Handmaschinen durch Wochen gepresst, bis es die Cylinderform erhält. Successive werden allwöchentlich kaum zwei bis drei Paar fertig; der Verdienst ist demnach trotz des Monopols ein sehr geringer. An Aufträgen fehlt es hier, selbst vom Auslande, nicht, wohl aber an Erzeugnissen. Die Maschinen, die hier verwendet werden, sind primitivster Art, denn es fehlt den Leuten an Capital. Und so sinnt das Familienhaupt fortwährend darüber nach, wie er seine „Maschinen" verbessern könnte, um die Händekraft besser auszunutzen und die Gehäuse in kürzerer Zeit fertigzustellen. Capital, für dieses Gewerbe verwendet, könnte Hunderten Brot schaffen; ohne dasselbe kämpft ein Proletarier mühsam um seine Existenz. Kein Gleichnis kann die „Uebermacht des jüdischen Capitalismus" so trefflich illustrieren, wie das Kämmerlein des Batimmachers mit den unbeholfenen Handpressen, wo ein Massenartikel für Millionen ebenso hergestellt wird wie vor dreihundert Jahren, weil Erzeuger und Consumenten zumeist jüdische Proletarier sind.

[6]) Gebetriemen.

Unweit von Stanislau erhebt sich die „Neue Welt". Es ist das Cottage der armen Juden. Nicht Bau- und Sparvereine, nicht wirtschaftliche Selbsthilfe haben es geschaffen, sondern die Profitsucht der Capitalisten. Sie haben billige Gründe zusammengekauft und dann zu theueren Preisen parcelliert. Ihre Banken stellten dann das zum Ankauf des Bodens und zum Bau des Hauses nothwendige Geld in der Form von Hypothekardarlehen zur Verfügung, auf „gute" Zinsen und rückzahlbar in Raten. So machten sie ein doppelt gutes Geschäft. Nur musste der Darlehenswerber selbst etwas haben: 150—200 Gulden. Dann bekam er auch 400—600 Gulden als Credit.

Die „Neue Welt" zählt vielleicht an hundert Häuschen. Auf beiden Seiten einer neu hergestellten Fahrstraße in ländlicher Umgebung gelegen, machen sie den Eindruck einer hineingeschneiten Colonie. In ihrer Gestalt sind sie schablonenhaft: quadratförmige Bauten, mit Schindeldächern, weißübertünchten Holzwänden und zwei, selten vier Fenstern. Zimmer, Küche und Kammer — das ist das ganze Haus. Nichts mehr. Kein Raum für ein Gärtchen oder einige Blumenbeete, die das Augen erfreuen, weder vor noch hinter dem Haus; nichts als die paar Quadratklafter Erde, auf denen der Mensch seine Behausung errichtet.

Dieses neuentstehende Judenviertel hat eine Zukunft, denn hieher werden neue Ansiedler folgen, wenn man ihre morschen Hütten niederreißt. Einige Zinshäuschen für je zwei Mietparteien bestehen schon jetzt; der berechnende Unternehmungsgeist beginnt den Ereignissen voranzueilen. In einem dieser Häuschen wohnt ein Kammacher. Für zwei Räume, ein großes Zimmer und eine lichte Küche, zahlt er 6 Gulden Monatszins. Hier befindet sich auch die Werkstätte, in der er „Bauernkämme" erzeugt. Mann und Frau sind dabei den ganzen Tag beschäftigt. Sie macht die Hörner über dem Feuer weich, um sie dann aufzuschlitzen und in hölzerne Pressen zu legen; er feilt auf einem niedrigen Schemel die Zähne aus und poliert das fertige Erzeugnis. Damit ver-

dienen sie täglich — 60 Kreuzer. Ein Heimarbeiter, der hier dasselbe Gewerbe ausübt und die Werkzeuge benützt, zahlt ihnen dafür 50 Kreuzer die Woche. Die Hausfrau findet noch soviel Zeit, um ihre Wirtschaft zu besorgen; alles ist so rein und nett wie die Wirtin, die, mit dem Tuche auf dem Kopfe, geschäftig hin und her eilt.

Das nächste Haus gehört einem alten Mann mit langen Scheitellocken und zerzaustem grauen Bart. Er ist Tischler. Alle Tischler- ja selbst Zimmermannsarbeiten hat er mit eigenen Händen verrichtet. Nur die Fußböden fehlen noch, denn seine Geldmittel sind zu Ende. Um sie aufzubringen, hat er während der hohen Feiertage in diesen engen Räumen ein kleines Bethaus arrangiert, bei dem er selbst der Vorbeter war. Diesem neuen Haus, in dem er ein ruhiges Alter zu verleben hofft, gehört all sein Sinnen und Denken. Mit gehobener Stimmung betrachtet er dieses Stück Erde und diese Wände, denn sie sind sein, *sein*. Und er erzählt von den schlaflosen Nächten, harten Entbehrungen und dem trockenen Stück Brot, das er aß, bis er etwas ersparte. Das Haus, das er sich jetzt errichtete, ist für ihn die ganze Welt. Nur wenn er sich im Gebete mit Gott zusammenfindet, reichen seine Gedanken weiter, höher.

Bevor man der Fahrstraße entlang das Cottageviertel zu Ende passiert, geht man an einem Häuschen vorüber, in dessen Fenstern ein bescheidener Luxusgegenstand auffällt. Man sieht hier Spitzenvorhänge. Das Haus gehört dem jüdischen Briefträger Sp., der vor mehreren Wochen in der ganzen Stadt der Held des Tages war. Er hatte einem Bankhaus 16.000 Gulden auszuzahlen. Er übergab das Geld dem Cassier, der es zweimal abzählte und richtig fand. Nach Hause zurückgekehrt, fand Sp. jedoch bei der Schlussrechnung einen Ueberschuss von 800 Gulden. Dieser konnte von den sonstigen kleinen Postanweisungen nicht herstammen; es musste bei jenem großen Betrage ein Irrthum unterlaufen sein. Sofort begab sich der Briefträger ins Bankhaus, um die 800 Gulden dem Cassier einzuhändigen. Dieser refusierte;

Sp. drängte ihm das Geld auf. Erst beim Cassaschluss zeigte sich der Abgang, für den sonst der Cassier aufkommen müsste. Die Einwohner der „Neuen Welt" sind seitdem auf ihren Nachbar stolz; einige meinten sogar, dass sich mancher reiche Jude diesen armen Briefträger zum Muster nehmen könnte.

Die Proletarier-Elite, die in diesem Viertel wohnt, weil sie 100 oder 150 Gulden ihr eigen nennt, beginnt sich von dem unheimlichen Drucke der dumpfen Ghettogassen loszulösen. Hier empfängt sie in reichem Maße die freien Gaben der Natur, Luft und Licht, die in ihr das Gefühl der Menschenwürde aus dem Schlummer wecken. Und neben dem Greis, der sich wie eine Schnecke in sein Haus zurückzieht, weil althergebrachte Rechtsformen seinen Lebensinhalt bilden, sehen wir hier eine Generation, die in die neue Judengasse den Strom von Weltideen hinüberleitet.

In der Nähe befindet sich eine große, nach allen modernen Erfordernissen eingerichtete Gerberei, wie deren Stanislau mehrere zählt. Die Arbeiter sind zumeist Juden. Nur die unskilled labourers, die bloß Handlanger- oder Trägerdienste leisten, und wenige von den qualificierten Arbeitern sind Christen. Es sind ihrer wohl an 30 Percent von den 250 in den Gerbereien Beschäftigten. Sie werden verwendet, da auch am Samstag das Laub in den Gruben gewechselt und die Häute gerührt werden müssen. Für die jüdischen Arbeiter dauert darum der Betrieb, da das Gesetz nur dort eine Außerachtlassung der Sonntagsruhe gestattet, wo bloß jüdische Arbeiter beschäftigt sind, fünf Tage. Aber sie ersetzen den fehlenden sechsten Tag durch zwei halbe Nachtschichten. Die Arbeit ist eine physisch schwere. In der Bleichgerberei, welche die Häute zuerst passieren müssen, machen die Kalk- und Pottasche-Ausdünstungen den Aufenthalt unerträglich. Hier verweilen die Arbeiter von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Ihr Lohn beträgt Gulden 1—1.20 täglich, in der Zurichterei manchmal 8—9 Gulden wöchentlich, wenn sich der Arbeiter im Accordlohn gehörig anstrengt. Bis vor zwei Jahren dauerte die Arbeitszeit um eine Stunde länger und

der Lohn war um 3 Percent niedriger. Damals haben sie im Wege des Strikes die gegenwärtigen Lohnbedingungen durchgesetzt. Aus jener Zeit datieren auch die nahen Beziehungen der jüdischen Gerber zur Socialdemokratie.

Sie beruhen in erster Linie auf der Pflicht der Dankbarkeit. Die Gerber wurden von der socialistischen Partei unterstützt, indem deren Führer mit den Unternehmern unterhandelten und einen Ausgleich herbeiführten. Aber den meisten fehlt noch das Classenbewusstsein; den besten Beweis bildet der Mangel jeder Organisation. Ja selbst diejenigen, die sich Socialdemokraten nennen, sind sich über die Ziele dieser Partei nicht vollkommen klar. Für die meisten ist die Socialdemokratie nur eine Arbeiter-Wohlfahrtspartei. Ja, es gibt auch solche, die gleichzeitig Zionisten sind. In schlichter Art und mit kurzen Worten wusste ein Arbeiter, der bereits seit zwölf Jahren Zurichter ist, das Verhältnis zwischen Socialismus und Zionismus zu charakterisieren. Wahrscheinlich hat er sich seine Ueberzeugung so zurecht gelegt. Wir führten mit einander folgendes Gespräch:

„Welcher Partei gehören Sie an?"

— „Der socialdemokratischen. Ich möchte arbeiten, ich möchte sogar den ganzen Tag arbeiten, um nur für mich und meine Familie das Nothwendige zu erwerben."

„Wie stellen Sie sich zum Zionismus?"

— „Ob ich nach Palästina gehen würde? Sofort. Wir werden doch dort keinen Antisemitismus haben; dort werden wir ja untereinander sein."

Sein Nachbar, auch ein Mann in mittleren Jahren, stimmte ihm bei. So denken viele „Erwachsene" — fügten sie hinzu. Und im Zusammenhange damit erzählten sie, dass sie den jüdisch-socialistischen Bildungsverein „Brüderlichkeit" nicht besuchen, denn „dort kommen nur Burschе von 16 bis 17 Jahren hin, die am Samstag rauchen, und junge Mädchen". Sie aber seien doch verheiratete Männer.

Auch die Kutscher lassen sich nicht organisieren. Es gibt in Stanislau 70 Einspänner und 40 Zweispänner, darunter kaum 12 Christen. Ihre Arbeits- und Lohnverhältnisse sind denen in Kolomea analog.

Hie und da gibt es jüdische Handwerker, die ihr Gewerbe nährt, weil es nur wenige betreiben. Hieher gehören die Kesselschmiede und Messinggießer, die zumeist Juden sind. Bei den Kesselschmieden Alter K. und Ulcher M. war ich in den Werkstätten. Es sind große, breitschulterige Gestalten, und wenn auch durch das Alter gebeugt und mit Brillen vor den Augen — der eine zählt 62, der andere 69 Jahre — sind sie noch wacker bei der Arbeit. Jeder beschäftigt einen jüdischen Gesellen, und der Ertrag ihrer Arbeit schützt sie vor den schwersten Alltagssorgen.

Wer kann das Gleiche von den Schustern, Schneidern, Tischlern u. dgl. behaupten, deren Entlohnung selbst die Theorie des eisernen Lohngesetzes zuschanden macht? Alles was ich bisher in Stanislau gesehen hatte, wurde noch überboten durch das schauerliche Jammerbild, das mir mein Begleiter in den Stein'schen Häusern enthüllte. Dieser Häusercomplex in der Belvederegasse ist von den Aermsten der Proletarier bewohnt. Einzelne Häuser sind bereits ganz, andere zum Theile behördlich geschlossen; selbst dem nachsichtsvollen Magistrat schienen sie schon lebensgefährlich. Die Gefahr gegen die Gesundheit kommt hier gar nicht in Betracht. Hier befinden sich die Massenquartiere. Die einzelnen Zimmer, in die man aus schmalen, langen, in nasser Jahreszeit mit zollhohem Koth bedeckten Corridoren gelangt, sind von mehreren Familien bewohnt. Nur in den ganz kleinen Räumen wohnt je eine Familie, die aber auch oft aus acht oder zehn Köpfen besteht. Als wir hier erschienen, liefen die Leute, darunter viele erwachsene Mädchen und Bursche, aus ihren Wohnungen heraus, um uns anzugaffen und nach unserem Begehr zu fragen. Eigentlich wäre es an uns, die Frage zu stellen, warum sie mit ihren starken Armen hier herumlungern und keine Arbeit suchen. Beim ersten Anblick wäre man leicht

geneigt, diese Leute für arbeitsscheu zu halten. Das thun auch unsere Feinde. Aber wer den industriearmen Charakter Galiziens kennt und die Nachlässigkeit, mit der das Curatorium der Baron Hirsch'schen Stiftung die landwirtschaftliche Erziehung der galizischen Juden behandelt, der wird nur an neue Arbeitsquellen denken, für die ein geeignetes Material bereit dasteht.

Der Zufall lenkte unsere Schritte in das Stübchen eines Schneiders. Es stand darin ein Bett, eine Bank und ein Tisch und außerdem noch ein kleines Tischchen vor dem Fenster, an dem der Schneider gerade arbeitete. Es war die Mittagszeit. Der Ofen war kalt und leer. Auf dem Bette lagen einige Röcke, die der Vollendung harrten. Im ganzen Raum gab es nur einen Stuhl, auf dem der Schneider saß. Unser Gespräch bewegte sich anfangs in Form von Frage und Antwort. Er arbeitet nur Röcke, Saccos oder Jaquets, und bekommt per Stück 70 Kreuzer Macherlohn. Jeden Tag ein Stück fertigzustellen, ist ihm nicht möglich. Er muss das Tuch beim Kunden abholen, das Maß nehmen, anprobieren und dann noch hintragen. Das nimmt Zeit in Anspruch. Einst sah er bessere Tage. Er war Geselle und verdiente 6—8 Gulden wöchentlich. Aber als er älter wurde, da ward sein Auge schwächer und er konnte nicht so gut die Löcher ausnähen und auch sonst Schritt halten mit den jüngeren Genossen. Er wurde entlassen. „Ja, ich bin schon alt," sagte er mit bitterem Lächeln. „Sehen Sie, mein Bart ist schon grau, mein Kopf kahl, und ich bin ein Vierziger." Seine Sprache war hastig, athemlos, wie wenn er fürchtete, dass wir ihn nicht ganz zu Ende hörten. Denn er wollte uns alles erzählen, alles was ihn drückte und quälte. Es war die Geschichte eines Tages, der sich endlos wiederholt. Nur während der hohen Feiertage war es anders. Da zog er mit Weib und Kindern zu seinem Schwiegersohn nach Nadworna. Während die Weihe des Feiertages selbst diese Proletarier-Wohnungen verklärte, musste er an fremdem Tische sitzen, um bessere Tage verleben zu können. „Mein Schwiegersohn

ist ein Gassenjing'*) und doch geht es ihm besser als mir, dem gelernten Handwerker. Bald verkauft er Fische, bald Obst, bald schrotet er ein Kalb aus, und so schlägt er sich durch." Nach jedem Worte spuckte er aus und entschuldigte es: „Sehen Sie, es nagt mich beim Herzen." Und sein Blick fiel auf den kalten, leeren Ofen.

Ich vermag diesen Blick nicht zu schildern, aber ich werde ihn nie vergessen. Nicht die wilde Gier des Hungers, sondern die unsägliche Bitterkeit der bewussten Ohnmacht und Hilflosigkeit lag darin. Dieser Blick sagte mehr als alle Worte. Er sah, dass wir ihn verstanden. Da schritt er an den Tisch, hob den Deckel von einem Teller und sagte: „Hier ist der Rest von einem Fisch. Das ist für meinen Burschen zu Mittag. Er geht ins Geschäft und bringt mir 3 Gulden monatlich nachhause; er muss ja was essen. Dazu kaufe ich ihm eine Semmel um einen Kreuzer und er hat wenigstens etwas. So lebt man. Der Hund lebt ja auch."

Er war zu Ende. Da bemerkte er erst, dass er uns nicht einmal einen Sessel angeboten hatte, und er entschuldigte sich. „Verzeihen Sie, dass ich Sie so lange aufgehalten habe. Ich kenne Sie ja nicht einmal; ich weiß nur, Sie sind Juden. Aber man ist doch nur ein Mensch, und man will sich doch einmal sein Herz erleichtern. Wem soll ich denn sonst mein Leid klagen? Ich muss ja noch gute Miene dazu machen, eine Cigarre rauchen und ein Gläschen Schnaps in Gesellschaft trinken, sonst finde ich auch diesen Verdienst nicht."

Wer kann und will diesem Manne helfen? Draußen auf dem großen Ringplatz finden wir in jedem Winkel eine jüdische Credit- oder Escompte- oder Handelsbank, aber die geben dem kleinen Kaufmann nur theueren Credit, während sie den billigen Credit der Oesterreichisch-ungarischen Bank, Landes-Hypothekenbank u. dgl. an sich ziehen. Die ganze galizische Kaufmannschaft geht einer schweren Katastrophe entgegen, weil der für sie bestimmte billige Credit von einigen

*) Gleichbedeutend mit „Luftmensch".

Großcapitalisten aufgesaugt wird, die dann das Geld maßlos vertheuern, so daſs die Zinsenlast den Kaufmann niederdrückt. Sache der maßgebenden Factoren wäre es schon längst gewesen, diesem Misbrauch von Staats- oder Landesinstitutionen ein Ende zu setzen.

In der Nähe des Ringplatzes und der zahlreichen Geldbanken stehen vier hohe Mauern mit vier großen Kuppeln. Es ist Wochentag und doch rührt sich hier keine Hand, um den unfertigen Bau zu vollenden. Niemand wundert sich darüber, es sei denn der Fremde, der hier zum erstenmal einkehrt. Das ist der „Tempel". Mit 20.000 Gulden, die eine Losanleihe ergab, begann man vor Jahren den Bau; sein Umfang beweist, wo das Geld zu Ende gieng. Der Tempelbau trägt keine Zinsen und darum fanden sich dafür keine neuen Capitalien. Aber die reichen „Fortschrittler", die einen eigenen Tempel brauchen, haben sich ohne Auslagen ein dauerndes Denkmal gesetzt. Wer die besitzlosen und besitzenden Classen Stanislau's genau studieren will, der besuche zwei Orte: die Stein'schen Häuser in der Belvederegasse und die nackten vier Tempelmauern auf dem Ringplatz. In den nahen Geldtempeln mag er sich dazu den Commentar holen.

III.

Borysław.

Ein großes Dorf, aber ein Dorf der Arbeit. Die Arbeit hat es groß und berühmt gemacht; die Arbeit hat hier Schätze aus der Erde gehoben, wodurch Menschen über Nacht zu Millionären wurden. Nach allen Welttheilen wird von hier das Erdwachs verschickt, denn Borysław ist sein einziger bisher bekannter Fundort. Trotz des Jahrzehnte dauernden Betriebes ist er noch immer unerschöpflich geblieben, und auf über 100.000 Meterzentner (zum Preise von 28—32 Gulden) beziffert sich die jährliche Ausbeute. Aber die Menschen, die sich durch Arbeitsgelegenheit herbeigelockt, nach Tausenden aus allen Gegenden hier versammelten, um diese Arbeit zu verrichten und durch ihre Kräfte neue Werte zu schaffen, haben an ihren Früchten keinen Antheil. Sie bekommen nichts mehr, als nothwendig ist, um Leib und Leben zusammenzuhalten und sich fortzupflanzen. Denn hier ist das System des ehernen Lohngesetzes und damit auch die Frauen- und Kinderarbeit, sowie endlich die Nachtarbeit der Frauen in vollster Blüthe. Die Arbeiterschutzgesetze kennt man hier nur vom Hörensagen.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen sind zumeist Juden. Unter den 9000 Arbeitern von Borysław gibt es ihrer viel über 6000: Männer, Mädchen und Kinder, Kinder als Arbeiter. Ein Theil wohnt im nahen Drohobycz, woher sie Montag morgens herkommen, um schon Donnerstag Nachts zurückzukehren, ein anderer hat sich im Dorfe Dzwiniaz, der Rest in Borysław selbst ansäßig gemacht, wo sie alle tagsüber und

zum Theile auch während der Nacht arbeiten. Borysław ist, wie sonst kein Ort in der ganzen Welt, der klassische Sitz jüdischer Großindustrie-Arbeiter und deren ureigensten Typus bildete jener alte gebrochene Jude, der seit 35 Jahren auf einer und derselben Stelle durch 12 Stunden täglich die Kurbel dreht — gegen einen Tageslohn von 48 Kreuzern, nach Abzug von 2 Kreuzern für die Bruderlade. Jüdische Großindustrie-Arbeiter gibt es wohl auch zu Tausenden in England und Amerika, aber nirgends ist bei so schwerer, so gesundheitsschädlicher, ja lebensgefährlicher Arbeit der Lohn so niedrig und darum der Lebensunterhalt so elend; nirgends, nirgends trägt ein ganzer Productionszweig so das Gepräge mühsamer jüdischer Händearbeit — wie hier in Borysław.

Die Ortschaft weicht in ihrer Bauart von der schablonenhaften Form der galizischen Dörfer und Städtchen ab. Bis auf zwei gemauerte Häuschen (die Propination und Baron Hirsch'sche Schule) finden wir nur Holzbauten. Da stehen einige nebeneinander, dort sind mehrere auseinandergestreut, die einen liegen auf einer kleinen Anhöhe, die anderen sind durch die Erdrutschungen bereits unter das Straßenniveau gesunken. Nirgends ein Straßenpflaster, sondern in allen Straßen zu jeder Jahreszeit und Witterung ein gelber, moraſtartiger Koth — das sind die Straßenumrisse. Das eigentliche Straßenbild ist ein äußerst lebhaftes. Juden betreiben hier Geschäfte und bieten ihre Waaren feil, ihre Schnitt-, Thon- und Eſswaren an die vorübergehenden Landleute oder Arbeitslosen, die ziel- und planlos herumirren. Wir begegnen ihnen oft genug, wenn wir den schmalen Brettersteg, der hier den Fußweg vertritt, passieren oder eigentlich ihretwegen nicht passieren können, weil sie sich auf der Straße so wohl fühlen, als wären sie bei sich zu Hause.

Hart an den Straßen und dicht neben dem bunten Alltagsgetriebe befinden sich die Erdwachsgruben. Jeder der 39 Erdwachsbergbaue besteht aus einer Anzahl von Schächten, die Hunderte von Arbeitern bedienen. Jeder Schacht bildet für sich ein Ganzes. Er hat seine Häuer, Träger, Wäscher,

Wasserträger, Kurbeldreher, Umschmeißer und Klauberinnen. Einige Schächte werden von einem Aufseher geleitet. Alle genannten Arbeiter-Categorien haben ihren eigenen genau abgegrenzten Wirkungskreis, bestimmte Pflichten und die Qualificierten unter ihnen eine specielle Sachkenntnis. Darnach richten sich auch ihre Löhne. Die Arbeit der Einen ist schwerer, dafür aber die der anderen lebensgefährlicher.

Den größten Gefahren sind die Häuer ausgesetzt. Mit einem Fuß in einem Blecheimer, mit der Rechten das Seil und mit der Linken die Sicherheitslampe festhaltend, so fahren sie in den brunnenartigen sechzig oder mehr Meter tiefen, einen Meter breiten und 1·2 Meter langen Schacht ein. Der Mangel an Bremsen bei den Winden und an Stützen unter den Haspelwellen, die alten, morschen Seile und Haspelgerüste ließen viele von dieser Fahrt nimmer wiederkehren. Die unten lebendig anlangen haben in den schmalen, labyrinthartigen Gängen ein 12stündiges Arbeitspensum in der Tag- oder Nachtschichte zu verrichten. Die mangelhafte Luftzufuhr mittelst primitiver Handventilatoren und die Seltenheit der Wettermessungen machen den Aufenthalt zur Qual und ermöglichen die Ansammlung von Kohlen- und Schwefelwassergasen, die zu Explosionen führen. Denn die Vorsichtsmaßregeln der Bergbehörden scheitern an der Laxheit und Sparwuth der Unternehmer. Nach dem letzten Bericht*) sind hier im Jahre 1895 34 Personen tödtlich und 42 schwer verletzt worden. Trotzdem fahren die Häuer ein, denn es gilt das Brot, wenn auch nur das trockene, für sie und ihre Familien. Ihr Taglohn beträgt 60—80 Kreuzer. Ich sah einige, die sich in der Weise helfen, dass sie wenigstens durch 6 Stunden in den Rollen arbeiten und während der anderen Hälfte der Schicht die Kurbel drehen, was nur einen Taglohn von 50 Kreuzer abwirft.

In den erwähnten Eimern wird wieder von den Häuern das Wachs hinaufbefördert, theils im reinen Zustande, theils

*) Berichte der k. k. Bergbehörden über ihre Thätigkeit im Jahre 1895. Wien 1897.

als Lettegemenge. Das weitere besorgen dann die Klauberinnen, auch „Beinlerinnen" genannt. Mit gewandter Hand scheiden diese armen Mädchen, die oft kaum das Kindesalter hinter sich haben, die wachshältige Erde von den Steinen und ordnen sie in Haufen. Dabei knieen sie auf der feuchten Erde und verrichten ihre Arbeit in gebückter Stellung durch 12 Stunden täglich, zu jeder Jahreszeit, trotz Nässe und Sturm und Regen. Die hohen Röhrenstiefel, die sie im Winter tragen, durchdringt die Nässe und die leichte Kleidung schützt sie nur wenig gegen den Frost und die Unbilden des Wetters. Aber selbst dieses Los ist noch ein bevorzugtes gegenüber dem der jungen Mädchen oder Buben, die im Auftrage kleiner Unternehmer alle die bereits von den Schächten weggeschafften Steine noch einmal einer genauen Untersuchung unterziehen müssen, um die ihnen etwa anhaftenden Erdtheilchen mit einem Messer abzukratzen und für den Schmelzprozeß zu sammeln. Den ganzen Tag wandeln sie nur herum, von einem Steinhaufen zum anderen, jeden Stein prüfend und betastend. Ihr Taglohn beträgt 48 Kreuzer und sie arbeiten nur fünf Tage wöchentlich. Nachtschichten machen die jüdischen Mädchen, die zumeist diesen Beruf ausüben, nicht, wie mir ein Bergwerksbesitzer bemerkte, aus Schamhaftigkeit und strengem Sittlichkeitsgefühl.

Während beim Kurbeldrehen die ruthenischen Bauern und die zugereisten Masuren das größte Contingent stellen, sind die Steinträger und Wäscher fast ausschließlich Juden. Ihre Arbeit sucht in Bezug auf den Kraftaufwand und die Anstrengung überall ihresgleichen. Die Steinträger haben die Steine auf große Plätze hinauszubefördern. Sie besorgen den Transport in Säcken auf ihren Schultern, die sich unter der Last der zwei Centner parallel zur Erde krümmen. Die Wäscher lösen wieder in großen Bottichen die Wachserde mit kaltem Wasser auf, rühren das Gemenge mit langen Holzstücken um, und sammeln dann die auf der Oberfläche gelangten Wachstheilchen in Sieben ein. Auch diese Thätigkeit vollzieht sich unter freiem Himmel bei jedem Wetter.

Reichen die Kräfte nicht mehr aus und das ist schon bei Fünfzigjährigen der Fall, so wird der eine oder der andere „Umschmeißer". Er hat dann nur die Steine in die Säcke hineinzuschaufeln, aber sein Lohn wird von 90 Kreuzern oder 1 Gulden 10 Kreuzer auf 70—80 Kreuzer herabgesetzt.

Die Arbeit der Wäscher und Steinträger ist nicht blos schwer; sie vollzieht sich rastlos, ununterbrochen. Der Häuer unten in den Rollen kann sich eine Ruhepause gönnen, er kann nach seinem Gutdünken arbeiten, denn er steht unter keiner Aufsicht, aber oben sind die Aufseher und Pächter, die ihre Sclaven antreiben, weil sie sie für 12 Stunden gekauft haben. Hier sehen wir den wahren Proletarier, der seine Existenz mit einem Stücke seiner Kraft und einem Theile seines Lebens erkauft.

Sie empfinden das selbst. Sie sehen sich herabgedrückt zu lebendigen Maschinen — für das ganze Leben; sie sehen, dass ihren Kindern dasselbe Schicksal bevorsteht, weil sie nichts ersparen können, um ihnen zu einer aufsteigenden Classenbewegung zu verhelfen. Nicht einmal ihr Morgen ist sicher, denn sie können jeden Tag ohne Kündigung entlassen werden. Darum erhält man auch von ihnen, wenn man sie bedauert, die stereotype Antwort:

„Wir arbeiten schwerer, als unsere Väter bei Pharao in Mizrajim; die höchste Zeit wäre es schon, dass uns Gott durch einen neuen Moses aus dem galizischen Mizrajim herausführe."

Das ist auch die Hoffnung, an die sie sich klammern. Ihre einzige Hoffnung, die sie tröstet, aufrichtet und erhält. Denn die jüdischen Arbeiter von Borysław leiden nicht nur als Proletarier, sondern auch als Juden. Neben den Auswüchsen der modernen Productionswirtschaft, die die arbeitslose Reserve zum Hungertode verdammt, ist es der Antisemitismus, der hier die jüdischen Arbeiter, die arbeiten wollen und können, auf das Pflaster wirft. Aus den Wachsschmelzereien, in denen sie früher ausschließlich arbeiteten, sind sie bereits verdrängt; bei den Schächten werden sie

immer mehr von christlichen Arbeitern ersetzt. Die Galizische Creditbank und die Wiener Länderbank, die den größten Theil der Bergbaue ihr eigen nennen und die hier ein Erdwachskartell gegründet haben, können darauf Anspruch erheben, den „neuen Strömungen zum Durchbruche" verholfen zu haben. Was sollen die jüdischen Arbeiter mit ihrer Arbeitskraft anfangen, für die es hier keine Nachfrage gibt?

Selbst den Schacht-Aufsehern, die ausschließlich Juden sind, geht es schon an den Kragen. An einem Tage wurden auf der Grube 2 der Wiener Länderbank 12 jüdische Aufseher entlassen. Weiteren dreißig stand die Entlassung bevor, denn sie waren bereits gekündigt. An ihre Stelle treten christliche „Betriebsleiter". Einige jüdische Aufseher suchten mich auf und klagten mir ihr Leid. Sie wissen nicht, was anzufangen, wohin sich zu wenden, wohin. Ihre besten Kräfte haben sie hier gelassen und auf ihre alten Tage, erschöpft, aller Mittel bar, sollen sie zum Wanderstab greifen. Die anderen, die als Arbeiter-Elite noch um 10 Gulden Wochenlohn Aufseherdienste leisten dürfen, werden ihnen bald folgen. Die vom Landesausschuss begründete Bohrermeister-Schule, in die keine Juden aufgenommen werden, braucht freie Plätze für ihre Zöglinge. Und dann?

„Wir sind alle reif, um nach Palästina zu gehen. Haben wir denn noch hier was zu suchen? Ich arbeite hier seit dem Jahre 1874; andere noch länger. Wenn wir arbeiten, haben wir kaum zu leben, und ohne Arbeit haben wir nicht einen Bissen für morgen." Der Sprecher der Aufseher, ein hoher, breitschultriger Mann mit intelligenten Gesichtszügen, sagte das im Tone eines feierlichen Glaubensbekenntnisses, und seine Berufsgenossen, die ihn begleiteten, und alle die Arbeitslosen, die sich zu ihnen gesellten, nickten zustimmend. „Sie sind alle reif, um nach Palästina zu gehen, alle." Einige von ihnen hatten sich bereits vor den hohen Feiertagen an den Obmann des „Zion" mit der Anfrage gewendet, ob sie denn noch für den Winter eine Wohnung zu mieten brauchten.

In Palästina liege soviel Boden brach und sie müssen hier die Hände müßig in den Schoß legen ...

Die jüdischen Arbeiter von Borysław sind alle Zionisten, die Männer und die Frauen, die an ihrer Seite leiden und mitkämpfen. 756 Familien mit über 4000 Seelen, die größte Anzahl innerhalb einer galizischen Gemeinde, haben dem Baseler Congress ihre Bereitwilligkeit zur Auswanderung nach Palästina kundgegeben, und die Fünf-Gulden-Antheilscheine der Tarnower Genossenschaft „Ahawas Zion" bilden bei vielen das kostbarste Familienkleinod.

Die Socialdemokratie aber vermochte es nicht, hier unter den jüdischen Arbeitern Wurzel zu fassen. Diese Erscheinung war mir seit langem bekannt, doch ich war außerstande, sie zu erklären. Wie, hier, wo das Großcapital Orgien feiert, wo die Kerntruppen des jüdischen Arbeiterproletariats zur lebenslänglichen Arbeitssclaverei verurtheilt sind, ohne die Hoffnung, jemals zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu gelangen, sollte der Socialdemokratie nicht das gelungen sein, was sie bei den paar Dutzenden Borstensortierer, Talesweber, Gerbergehilfen u. dgl., die alle nur im Kleinbetriebe arbeiten, zustande brachte? Und wenn nicht, warum?

Als ich die Verhältnisse in Borysław persönlich untersuchte, da erkannte ich den Grund. Den jüdischen Arbeitern vermag die Socialdemokratie nichts zu bieten. Der achtstündige Arbeitstag und das allgemeine Wahlrecht, das ganze Um und Auf dessen, was die Socialdemokratie innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung anstrebt, sind kein verlockendes Ziel für Menschen, die man überhaupt von der Arbeit aussperrt und denen man selbst die primitivste Vorbedingung zum Classenkampfe entzieht: das Existenzminimum. Die Tausende jüdischer Arbeiter schließen sich der Organisation nicht an, weil sich die Ausbeuter ihnen gegenüber nicht nur von den wirtschaftlichen Gesetzen der Plusmacherei, sondern auch von den Instincten des Racenhasses leiten lassen, die durch die internationale Arbeiter-Solidarität und durch den Classenkampf nicht zu besiegen sind. Mit Recht sagt Professor

Ludwig Stein in seinem jüngst erschienenen Buch:*) „Die ökonomischen Schranken lassen sich durchbrechen, die der Race nie". Mögen auch die Talesweber, Borstensortierer u. dgl. gegen ihre jüdischen Arbeitgeber donnern, sie erhalten von ihnen wenigstens Arbeit und Brot. Die jüdischen Arbeiter von Borysław können dies von den christlichen Unternehmern nicht immer behaupten.

Das führte sie zur richtigen Erkenntnis ihrer Lage und darum zum Zionismus. Wenn man hungert, will man zuerst trockenes Brot, und erst wenn man dieses hat, kann man an eine wirtschaftliche Gleichberechtigung denken. Die jüdische Arbeiterschaft hat jetzt drückendere Sorgen als Classenkampf, Achtstundentag und allgemeines Wahlrecht. Sie will zuerst hinaus, hinaus aus dem galizischen Mizrajim . . .

Nichts ist hier, was sie fesseln könnte. Wenn der Familienvater nach 12stündiger Arbeitszeit erschöpft nachhause kommt, da findet er eine kalte, feuchte Stube und in ihr oft Spuren des Regens vor, der durch den morschen Plafond dringt. In der Wohnung eines Kurbeldrehers fand ich in der Mitte des Zimmers einige Töpfe, dazu bestimmt, das herabtropfende Wasser aufzufangen. Hier wohnt ein Ehepaar mit fünf Kindern und einer alten Mutter. Der Jahreszins beträgt 30 Gulden, zahlbar in Wochenraten. Hätten die Leute nur 5 Gulden, dann könnten sie eine andere Wohnung miethen. Ja, wenn sie hätten! Bei 3 Gulden 60 Kreuzern Wochenlohn — wie sollten sie zu diesem Capital gelangen?

Ich habe nur das eine Beispiel herausgegriffen. Nach den Wohnungsbeschreibungen von Kolomea und Stanislau läßt sich nicht viel Neues mehr sagen. Es ist hier nicht besser; ja, es ist noch ärger wegen der häufigen Bodensenkungen und der klebrigen, die Fäulnis begünsti-

*) „Die sociale Frage im Lichte der Philosophie." Stuttgart, Enke, 1897.

genden Erdfläche. Mein Begleiter, ein alter Religionslehrer der Baron Hirsch'schen Schule, der seit Decennien hier lebt, war über die Wohnungsverhältnisse entsetzt. So arg hat er es sich selbst nicht gedacht. Wer besucht denn die Wohnungen der Armen? Aber dass die Creditbank und die Länderbank, die die meisten dieser Arbeiter beschäftigen, gar keine Initiative dazu ergreifen, um diesen schändlichen Zuständen ein Ende zu setzen und an Stelle der Höhlen billige und doch menschenwürdige Arbeiterwohnungen zu errichten, wie es an anderen Orten einzelne Fabriksbesitzer schon längst gethan haben, das mag hier nicht unerwähnt bleiben.

Die christlichen Arbeiter, die aus den ruthenischen oder polnischen Dörfern zumeist ohne Familie herkommen, leiden unter der Wohnungsmisère noch mehr. Sie schlafen in den schmutzigsten Massenquartieren, die uns erst jüngst in einem Artikel der „Deutschen Worte" so anschaulich geschildert wurden. Bei den Juden hingegen herrscht wenigstens eine musterhafte Reinlichkeit und Sauberkeit. Sie würden alle jene in Erstaunen setzen, die, gewohnt mit großstädtischem Maßstab zu messen, die galizischen Juden verächtlich anblicken, vielleicht, weil sie es selbst bis zu Kragen und Manchetten gebracht haben. Aber man vergleiche die galizischen Juden mit ihren bäuerlichen Nachbarn! Und dazu haben wir in Borysław die beste Gelegenheit.

Es ist Freitag nachmittags. Wer nicht gerade infolge außerordentlicher Umstände auf die paar Sechserl Nachmittagsverdienst angewiesen ist, hat schon um 12 Uhr die Arbeit eingestellt. Der erste Weg führt ihn ins Badhaus. Daheim hat die Hausfrau inzwischen die Wände frisch betüncht, den Fußboden gewaschen, ihre Schürze, Jacke und ihr Kopftuch gewechselt, die Barches und Messingleuchter auf den Tisch gestellt. Prinzessin Sabbath ist eingezogen. Jede Trübsal ist geschwunden, jede Sorge wird verbannt, die schmutzigen Arbeitskleider weichen dem Atlaschalat und der traditionellen Pelzmütze. Es folgt

ein Tag, geweiht Gott und der inneren Erbauung. Hier wird es wahr, was Heine, der uns in seinen „Reisebildern" das Gemüth der polnischen Juden so trefflich schildert, an einer anderen Stelle sagt: Am Sabbath wird der Jude vom Hund zum Prinzen. Aber dieser eine Tag verleiht ihm auch die moralische Kraft, wieder 6 Tage auszuharren.

Am Samstag abends beginnt die Arbeit aufs Neue. Zu dieser Zeit verließ ich gerade Borysław. Der Weg zum Bahnhof führt über einen großen Platz. Eine Menge Leute ist gerade angesammelt, und mein Begleiter gibt mir dazu die Erklärung. Das sei der „Sclavenmarkt". Hier werden alltäglich von den Aufsehern die Arbeiter aufgenommen, die ihnen gerade passen. Wer keine Arbeit erhält, muss — warten. Nur wenigen wird die Begünstigung zutheil, in dem von den Bottichen ausgeschütteten Koth herumzuwaten und „auf eigene Rechnung" nach Wachsstückchen zu suchen. Tags zuvor, am Freitag abends, hatte ich selbst die jüdischen Männer und Mädchen gesehen, die, wie die Störche in ihren hohen Röhrenstiefeln sich durch die Kothmasse durchwinden mussten, um mit ihren Sieben noch die kleinen Wachstheilchen zu erhaschen, die den Wäschern entgangen sind. Und sie verrichteten diese Arbeit bis hart an die Grenze des Sabbats. Wie reich müssen ihnen gegenüber noch jene Proletarier sein, die schon um 12 Uhr ihre Arbeit einstellen können!

Den Tausenden jüdischer Arbeiter im galizischen Karpathendorf hat die Judenschaft bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Man hat sie bisher nicht einmal gekannt und sich auch gar nicht um sie gekümmert. Und wenn gewisse Kreise zu Abwehrzwecken jüdische Musterarbeiter brauchten, da wiesen sie hin auf das classisch gewordene Beispiel der Kolomeaer Talesweber, die bei allem Elend doch die Hoffnung haben, einmal selbständig werden zu können, weil sie mehr Kleinmeistergesellen als großindustrielle Arbeiter sind. Die jüdischen Arbeiter von Borysław blieben allein und ihrem Schicksal überlassen.

IV.

Częstochau.

Die Reisevorbereitungen nach Russland gehen nicht so leicht von statten. Ein ausländischer Jude findet nur als Vertreter einer Actiengesellschaft oder protocollierten Firma Einlaß — für höchstens drei Monate. Erst wenn man einmal als „Geschäftsreisender" einen Paß mit dem obligaten Zusatze „jewrejo" (Jude) erhalten hat, kommt man in die Lage, Beobachtungen anzustellen und Studien zu machen.

Von der Station Trzebinia, die auf der Strecke Wien-Krakau liegt, geht eine Zweigbahn zur Grenzstation Granica. Hier beginnen die schwarz-roth-weißen Pfähle. Jeder Reisende übergibt dem Gendarmen seinen Paß und öffnet seinen Koffer zur Revision. Bücher werden sorgfältig geprüft; Zeitungen für die Censur zurückbehalten. Auch die in ihrem gelben Gewande schimmernde letzte Nummer der „Welt" entgeht diesem Schicksale nicht. „In Russland muß alles zur Censur gehen", erklärte kategorisch der Gendarmerie-Kapitän. In drei bis vier Wochen könnte ich die Zeitung zurückerhalten, fügte er beruhigend hinzu. Und dann gieng die Reise weiter, unter andere Menschen und andere Verhältnisse. Die Juden, die ich auf den Bahnstationen zu sehen bekam, trugen zwar keine „pejes"*) wie in Galizien, aber noch immer die lange „bekesche" **) und den in ganz Russland üblichen „kaschket" ***) unter dem hie und

*) Schläfenlocken.
**) Rock.
***) Schwarze Tuchkappe mit Schirm, nach Art der russischen Militärkappe.

da ein Sammtkäppchen hervorglänzte. Es sind zumeist patriarchalisch aussehende Männer, die mit einem Geldsäckchen in jeder Hand von einer Grenzstation zur anderen herumfahren und das Wechselgeschäft betreiben. Das sind die Vorposten der Juden und sie künden mir den Hauptberuf der anderen an.

Die Juden in Russisch-Polen zählen über eine Million und 13 Percent der Bevölkerung. Aber mehr als 90 Percent von ihnen widmen sich dem Handel. Wie sollen sie da existieren können? Und da sie keinen Ackerbau betreiben, was haben sie davon, dass sie in Polen auch auf dem Flachlande wohnen dürfen?

Zudem hat noch das Spiritus-Monopol in ganz Russland die Lage der Juden verschlimmert. Tausende von Existenzen wurden auf einmal vernichtet. Denn das Monopol macht nicht blos den Schnaps- sondern auch den Bier- und Wein-Ausschank von einer behördlichen Concession abhängig. Und diese wird im ersteren Falle den Juden nie, in dem letzteren höchst selten ertheilt. Die Wirte haben aber schon für lange hinaus den Zins bezahlt und ihr Hab und Gut in Waren und Einrichtung angelegt, die sie nur um einen Spottpreis an den Mann bringen können. Und mit jedem Unternehmer werden auch die zahlreichen Kellner und Diener, die ihn bei seinem Gewerbe unterstützten, brotlos. Ein jüdischer Gasthausbesitzer ist noch froh, wenn man ihm wenigstens erlaubt, Bier flaschenweise zu verkaufen, da er sonst alle Gäste verliert; die Concession III. Classe, die den Bierausschank und den Verschleiß von Schnaps in Flaschen zu behördlich fixierten Preisen gestattet, gehört zu den Errungenschaften seltener Glücksmenschen.

Das jüdische Proletariat, dessen Reihen plötzlich eine so immense Vermehrung erhalten haben, findet keinen gleichmäßigen Abfluss, aber doch wenigstens theilweise eine Unterkunft in jüdischen Fabriken. Nach dieser Richtung liegen die Verhältnisse in Russland bedeutend günstiger als in Galizien. Die Industrie ist entwickelt, viele Fabriken sind

in Händen von Juden und es findet doch ein Theil jüdischer Proletarier Arbeit und Brot. Ich werde in der Folge bei der Besprechung der Lage des jüdischen Proletariates in verschiedenen Städten ausführlich auf das Leben der jüdischen Fabriks- und Heimarbeiter in den einzelnen Branchen zurückkommen. Hier sei blos betont, dass derzeit die Existenzmöglichkeit dieser Schichten nur von ihrer Unterbringung in den Fabriken abhängt. Und doch finden wir, dass jüdische Fabrikanten noch immer viel mehr christliche als jüdische Arbeiter beschäftigen, während christliche Industrielle lediglich ihren Glaubensgenossen den Vorzug geben.

Stellt man die jüdischen Fabrikanten zur Rede, so erklären sie: die Juden wollten am Samstag nicht arbeiten, am Sonntag dürften sie nicht; die Fabrik müsste also zwei Tage stehen. Dem ist aber nicht so. Die russischen Gewerbegesetze sind im Gegentheile für die Juden äußerst günstig; die Fabriksinspectoren sind humane Männer, die das Gesetz mild interpretieren. Während in Oesterreich alle Fabriken am Sonntag obligatorisch außer Betrieb gesetzt werden müssen, ist es in Russland jüdischen Arbeitern gestattet, selbst in Dampffabriken am Sonntag zu arbeiten, falls sie am Sonnabend feiern. Die jüngst in Warschau abgehaltene Inspectoren-Conferenz stellte nur die eine Bedingung auf, dass der die Maschine am Sonntag bedienende Heizer ein Jude sein müsse.

Die erste Station, in der ich alle diese Erfahrungen sammelte, war Częstochau. Einst eine kleine Ortschaft, in der die Juden nicht wohnen durften, berühmt durch das „Wunderbild der heiligen Mutter Gottes" und den muthigen Vertheidigungskampf des Guardians Kordecki während des polnisch-schwedischen Krieges, hat es sich zu einer Fabriksstadt mit 45.000 Einwohnern entwickelt. Die Juden, die sich um das Klosterdorf Częstochowka angesiedelt hatten, sind inzwischen zu einer Gemeinde mit ungefähr 15.000 Seelen angewachsen. Die Aussicht auf einen Verdienst während der Wallfahrten, die alljährlich zehntausende

frommer Pilger aus allen slavischen Ländern hier versammeln, hat sie aus der Umgebung herbeigelockt. Die Mehrzahl lebt vom Handel, so in den Tag hinein. Auf den Schildern finden wir nur polnische und russische Aufschriften, da jüdische verboten sind; aber wenn man den viereckigen altpolnischen Ringlatz passiert und in die schmalen, ungepflasterten Gäßchen mit den niedrigen, wackligen Holzhäuschen hineinblickt, sieht man die Frauengestalten mit den Perrücken über dem gramdurchfurchten Antlitz und die Männer mit dem Ausdrucke namenlosen Leids, wie wir sie schon von Galizien her kennen. Der Ringplatz ist leer, denn heute ist kein Markttag. Die Mäkler wärmen sich im „Klaus“*) oder discutieren in den zwei jüdischen Gasthäusern, die der Accise-Verwalter von Kalisz für ganz Częstochau concessioniert hat, an der Hand der „Hazefirah“ über den Prozeſs Zola.

Ein eigentlicher jüdischer Mittelstand fehlt hier. Kaum 400 Personen zahlen Cultussteuer. Einigen reichen Fabrikanten stehen Proletariermassen gegenüber, die noch froh sind, wenn sie in den Fabriken ein „sicheres Einkommen“ finden.

Es gibt nur eine Fabrik, deren Besitzer Gewicht darauf legen, hauptsächlich Juden zu beschäftigen. Es ist dies die Nadel- und Schirmgestell-Fabrik. Von 220 Arbeitern sind über 100 Juden: Männer und Mädchen. Die Männer verdienen bei 11½ stündiger Arbeit 4—5 Rubel, die Mädchen 1 Rs. 80 Kop. bis 2 Rs. 50 Kop. wöchentlich, einige, die besonders fleißig und gewandt arbeiten, auch 3 Rubel. Mehrere Branntweinschänker, ältere Männer mit gebeugter Gestalt und zerzaustem Barte, sind hier jüngst eingetreten und arbeiten schon in Reih und Glied, bald die Schienen um den Schirmstock windend oder Nadellöcher in den Eisendraht bohrend oder Stricknadeln polierend u. s. f. Die jüdischen Mädchen sind hauptsächlich beim Sortieren und

*) Kleines Bethaus.

Packen beschäftigt. Die Unternehmer haben die Arbeit zwischen Juden und Christen derart vertheilt, dass die ersteren mehr die Handarbeit verrichten, damit sie Sonntag, ohne dass die Dampfmaschine zu functionieren braucht, arbeiten können.

Sonst sind die Juden in den Papier-, Celluloidwäsche-, Jutefabriken u. s. f. in geringer Zahl beschäftigt. Ein jüdischer Papierfabrikant führte mich in einen Saal, wo 83 Mädchen färbiges Papier glätteten, darunter keine einzige Jüdin. Es ist eigenthümlich, dass sich dieser Mann auf den jüdischen Philanthropen herausspielt, der an den Bestrebungen zur Erziehung der Juden für Landwirtschaft und Handwerk besonders regen Antheil nimmt. Denn eine solche Action ist auch gegenwärtig in Russisch-Polen im Zuge. Die „J C A", (so nennt man die „Jewish Colonisation Association"), deren Curatoren nach dem Fiasco in Argentinien mit den Millionen nichts anzufangen wissen, hat plötzlich in vielen Männern den Beruf zur Philanthropie wachgerufen und sie sind so selbstlos, mit Rat und That nicht zu sparen und allerhand Pläne auszuklügeln, während sie doch als Fabriksbesitzer persönlich in ihrem eigenen Wirkungskreise genug Gelegenheit haben, für die Erziehung der Juden zur industriellen Arbeit zu sorgen.

Der jüdische Proletarier wünscht ja nicht, dass ihm Philanthropen was schenken; er möchte nur die Gelegenheit haben, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Selbst in der Eisengießerei „Vulcan" finden wir einige Juden, deren Fleiß der christliche Aufseher mir gegenüber nicht genug loben konnte. Ich glaube, Eines wird immer am schwersten bleiben: die Vorurtheile, die unsere Besitzenden gegen das Proletariat haben, einmal gründlich zu beseitigen. Nur die neue Weltanschauung im Judenthum, die die Gegensätze nivelliert und den individuellen Interessen die des Volkes entgegenstellt, kann diesen Uebelstand sanieren.

V.

Bialystok.

Kaum fünf Stunden von Warschau und eine Tagreise von Wien entfernt, liegt Bialystok, nach Wilna die zweite Stadt Lithauens.

Ich befinde mich unter lithauischen Juden. Und da erwachen allerlei Erinnerungen aus der frühesten Jugendzeit in mir, an den lithauischen Magid, dem ich im „beth-ha-midrasch" so gerne zuhörte und an seine Landsleute, die sich in meiner Vaterstadt niederließen und von denen mein Großvater zu sagen pflegte: „Jeder Lutwak hat ein Ceilim* auf'm Herz". Was mir an diesen Leuten immer auffiel, war ihr Scharfsinn und ihre Naturschlauheit. Die Noth treibt sie aus ihrer Heimat fort, und wir finden sie fast überall, leicht erkennbar an ihrem singenden, gebrochenen Jüdisch-deutsch, hie und da auch am ausgeprägten Gesichtstypus mit den schwarzen Augen, schwarzen lockigen Haaren und der olivengrünen Gesichtsfarbe. Aber ihnen haben wir die Wiedergeburt unserer hebräischen Sprache und die Blüthe unserer hebräischen Literatur zu verdanken. Wenn aus der alten Bibel- und Talmudsprache eine moderne Schriftsprache geworden ist, wenn Brehm's Zoologie, Lippert's Culturgeschichte, Graetz' großartiges Geschichtswerk, die deutschen Classiker u. s. w. in hebräischer Uebersetzung den breiten jüdischen Volksmassen zugänglich gemacht werden konnten, so ist es ein Verdienst lithauischer Juden. Mapu, Slonimsky, Smolensky, Finn,

* Kreuz.

Ben-Avigdor, David Gordon, Jehuda Leib Gordon, der größte der verstorbenen und Dolicky der größte der lebenden hebräischen Dichter dieses Jahrhunderts, Braudes, Brainin, Fuchs u. s. w. alle diese Publicisten, Erzähler, Dichter haben das Licht der Welt in den engen Ghetti Lithauens erblickt, und dort wurde in ihnen jene jüdische Eigenart erzogen, deren Pflege und Verfeinerung dann zu ihrem Lebenszwecke geworden ist.

Trotzdem stellen die lithauischen Juden auch ein sehr großes Contingent zu allen Arten des Handwerkerberufes. Es gibt kein Gebiet, das ihnen fremd wäre. Sie sind ein sehr zäher Menschenschlag mit gut entwickelter physischer Kraft und strafen die Theorie Leroy-Beaulieus Lügen, der im Judenvolk nur einen großen Kopf mit degeneriertem Rumpf sieht.

In Bialystok gibt es keinen Handwerkerstand, in dem die Juden nicht vertreten wären; auf manchen Gebieten, als Maurer, Kesselschmiede, Cigarrenarbeiter, sind sie ausschließlich und als Handweber in überwiegender Zahl thätig. Welche Uebermacht der arbeitsscheuen Judenschaft! Denn Bialystok ist eine wahre Judenstadt. Unter 65.000 Einwohnern sind höchstens 5000 Christen.

Dies wird dem Ankommenden sofort klar. Die Hotelportiers, die ihn am Bahnhof erwarten, sind durchwegs Juden. Sie schreien und lärmen, einer den andern übertönend, dass man sie gar nicht versteht; wahrscheinlich lobt jeder sein Hotel auf's beste. Dann fährt man in die Stadt. Auch die Kutscher sind mit sehr geringen Ausnahmen Juden. Der kleine offene Wagen, auf dessen ausgewetztem Polstersitz kaum eine Person sitzen kann, das kleine ausdauernde russische Pferd und der Kutscher im hohen „Kolpak“* und einem vom Strick zusammengehaltenen weiten Mantel bilden ein typisches Ensemble. Es geht bergauf, bergab in gefährlichen Schwankungen

* Pelzmütze.

und daneben trappeln die glockenbehängten Rosse der Trambahn, des überraschenden Culturschimmers dieser großen Kleinstadt.

An zwei hölzernen Triumphpforten, die als Erinnerungszeichen an den jüngsten Besuch des Czars so lange hier stehen werden bis sie von selbst verfallen, vorbei, erreicht man die Stadt. Ihren Mittelpunkt bildet ein viereckiger Ringplatz und dessen schönste Zierde ein hoher Thurm, um den herum jüdische Kaufleute allerhand Warenlager haben. Hier, sowie in den umliegenden Gassen herrscht ein äußerst reges Leben. Nur die zahlreichen jüdischen Lastträger und Kutscher stehen apathisch an den Ecken und warten auf Beschäftigung. Die Arbeiter sitzen trotz des Sonntags in ihren Werkstätten oder an den Webstühlen oder in der großen Cigarren-Fabrik von Janowski, da sie gestern geruht haben. Die Arbeitsscheuen oder Arbeitsunfähigen wärmen sich im „Klaus". Das ist die inofficielle Wärmestube. An den zwei großen, bis an den Plafond reichenden Kachelöfen, in denen den ganzen Tag das Feuer genährt wird, befinden sich breite Holzbänke. Wer sich früher einstellt, kann hier sitzen, eventuell Nachmittags auch schlafen; alle anderen sitzen auf den Bethausbänken oder stehen herum. Man findet hier Greise, auch Männer in mittleren Jahren, ja sogar Kinder, deren Eltern nicht das Schulgeld für das „Cheder" erschwingen können. Und ein Schulzwang besteht ja in Rußland nicht.

Plötzlich hört man von draußen ein Weinen und Klagen in den jämmerlichsten Tönen. Ich eile hinaus. Da laufen einige Frauen in die große Synagoge, um vor dem geöffneten „oren kodesch"* die Gesundheit ihres schwerkranken Vaters und Mannes von Gott zu erflehen.

Die Synagoge, die vor mehr als hundert Jahren der Wojewode Graf Branicki „seinen" Juden erbaute, ist ein großer Raum mit einer Gallerie für Frauen, aber

* Thoralade.

ohne monumentalen Zierath und innere Ausschmückung. Nur die Holzschnitzereien an der Thoralade sind herrlich und ich sah noch nirgends ihres Gleichen.

Draußen vor dem Bethaus steht ein Weib mit ihrem Kram. Er enthält Gebetbücher, Gebetfäden, daneben auch Erzählungen im Jargon. Die modernen Jargon-Dichter sind jedoch hier nur spärlich vertreten. Im großen Haufen von Heftchen über Wunderrabbis, verhexte Prinzessinnen finden sich kaum zwei Erzählungen von Perez und Spektor aus dem jüdischen Volksleben. Beide kosten 8 Kopeken. Sonst hat sie nichts Neueres. Sie müsste erst zu Hause nachsuchen. Es war 11 Uhr Vormittags. Die Frau hatte noch nichts verdient. Sonst beziffert sich ihre Tageseinnahme auf 15 bis 20 Kopeken. Nur vor den Feiertagen und am Freitag verdient sie etwas mehr.

Im Allgemeinen sind hier die Frauen sehr stark geschäftlich thätig. In einem großen Hofe, wo Fische — zumeist todte — verkauft werden, stehen die Frauen bei den mit Eis bedeckten Bottichen; sie bieten auch auf dem großen Marktplatz in Holzzelten Geschirr und Lebensmittel feil oder stehen in den engen Gäßchen, trotz der strengen Kälte mit ihrem Kram, der höchstens drei Rubel wert ist und von dessen Erträgnis eine ganze Familie leben soll. Wir sehen da Mädchen, Frauen und auch Greisinnen. Kann eine nicht mehr unter freiem Himmel sitzen, so miethet sie sich in irgend einer Baracke ein. Das kostet — wie mir eine alte Cigaretten-Verkäuferin erzählte — 40 Rubel jährlich, und da sie noch für das Patent das Gleiche zahlen muss, was bleibt dann für sie? Fürwahr, solch' einen wirtschaftlichen Heroismus finden wir nur beim jüdischen Ghettoweib! Und noch besser als der Pole Okonski in seiner Novelle „Chava Rubin" hat uns Ben Avigdor in seiner hebräischen Erzählung „Lea, die Fischhändlerin" diese Rolle des jüdischen Weibes im Kampfe ums Dasein geschildert.

An einer Brandstätte vorbei, wo unlängst das Feuer um Mitternacht vierundzwanzig Familien aus einigen bau-

fälligen Holzhütten verscheucht hat, dass sie obdachlos blieben, gelangen wir aus dem Centrum des regsten Geschäftsverkehres in die schmale und steile „Handelsgasse", in der wohl nur hie und da einige Leute zusammenkommen, um von Geschäften zu sprechen.

Hier wohnt Rabbiner Mohilewer. Wohl selten genießt ein Rabbiner so sehr die unbestrittene allgemeine Achtung und Verehrung wie dieser greise Mann. Nicht blos wegen seiner zionistischen Gesinnung, der großen Opfer, die er für die Volkssache gebracht hat und des unermüdlichen Eifers, mit dem er noch immer alle Details der Bewegung verfolgt, sondern noch mehr wegen seiner Selbstlosigkeit, seiner Wohlthätigkeit und der strengen Auffassung seiner Amtspflichten. Als Rabbiner Mohilewer im Jahre 1883 aus Radom nach Bialystok kam, da brachte er ein Vermögen von 40.000 Rs. mit; heute hat er es nicht mehr. Er lebt lediglich von seinem Gehalt, und die Einkünfte aus Eheschließungen, Ehescheidungen u. dgl. überläßt er den Rabbinats-Assessoren. Handelt es sich um eine wohlthätige Sammlung, so ist er an der Spitze.

In dem mit bürgerlichem Comfort eingerichteten Empfangszimmer einer bescheidenen Wohnung hatte ich die Ehre, von Mohilewer empfangen zu werden. Es war gerade zwei Uhr Nachmittags, und er nahm erst das Frühstück ein. Während ich wartete, hatte ich Zeit, mich im Zimmer umzusehen. Zur Linken ist das Schlaf-, zur Rechten das Conferenz-Zimmer, wo sich gerade die Rabbinats-Assessoren, zwei gutgenährte, ganz nüchtern aussehende Männer mit einigen Leuten lebhaft unterhielten. An den Wänden des Salons hängen das Porträt Montefiores, das Bild der zweiten Conferenz der „Chovevi Zion" in Odessa und das eigene Porträt Mohilewers, ein Stahlstich. Ein runder Tisch, ein Teppich, einige Fauteuils und ein Bücherschrank vervollständigen die Einrichtung.

Doch bald öffnet sich links die Thüre, und ein gebückter Greis mit langem weißen Bart, in einen langen

Seidenrock gehüllt und eine hohe Pelzmütze auf dem Haupt, steht mir gegenüber. Er ist müde, krank, auf den Füßen schwach; wir setzen uns nieder. Das Gespräch beginnt. Es scheint ihn zu ermüden. Jedes Wort entringt sich mühsam seinen Lippen. Da lenkt sich unser Gespräch auf den Zionismus, die Colonisation, die Colonialbank. Plötzlich geht es wie ein verjüngender Geist durch diesen altersschwachen Körper. Seine Gesichtszüge beleben sich, die halbgeschlossenen Augen öffnen sich weit und zeigen uns ihren milden, klugen Ausdruck, die Lippen umspielt ein Lächeln und die zitternde Stimme bekommt einen feierlichen Klang. Dann wird er nicht müde, stundenlang von der Bewegung, ihren Einzelheiten, die er genau kennt, ihren Hoffnungen und Aussichten, auf die er vertraut, zu sprechen. Und seltsam! Er spricht nie von sich selbst, von dem, was er selbst geleistet, sondern von den Anderen, den Jüngeren, die in seine Pfade getreten sind und sie weiter verfolgt haben, die vielleicht das ernten werden, was er als einer der Ersten gesäet hat. Die jeweiligen Nachrichten von den Fortschritten der Bewegung beeinflußen vielleicht seine Laune, aber sie rauben ihm nie den Muth. Ein schlichter, bescheidener Volksmann, dem Reichtum und Macht nicht imponieren, glaubt er an den endgiltigen Sieg des Zionismus, weil er eine Volksbewegung ist. Darum ist auch dieser orthodoxe Rabbiner von einer nachahmenswerten Toleranz in religiösen Dingen. Und es ist keine bloße Phrase, sondern vielmehr ein Beweis glühender Begeisterung und grenzenloser Hingebung für die zionistische Idee, wenn Rabbiner Mohilewer im Laufe unseres Gespräches ausrief: „Ich wäre im Stande, für diese Sache mein Leben zu opfern". Aber was er heute nur noch thun kann, ist, dass er den russischen Zionisten, die nichts ohne ihn beginnen, seine weisen Rathschläge ertheilt, ohne sie ihnen jedoch aufzudrängen.

Die Zeit mahnt zum Abschied. Wer weiß, ob ich den 74jährigen Greis wiedersehen werde, der sein geistliches

Amt aus den Niederungen des Alltagsgewerbes emporgehoben hat, um ihm seinen reinen, volksthümlichen Charakter wiederzugeben?

Nach dem Rabbiner Mohilewer ist Doctor Josef Chazanowicz die merkwürdigste Persönlichkeit dieser Stadt. Welcher intelligente Jude in Russland kennt nicht diesen Namen. Der angesehenste und beschäftigteste Arzt in Bialystok, hat er sich durch seine Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit für die nationalen Zwecke des Judenthums weit hinaus über die Grenzen seines Wohnsitzes einen Namen erworben. Man kennt ihn als einen der Gründer und den eifrigsten Förderer der jüdischen National-Bibliothek in Jerusalem. Als im Jahre 1894 zur Erinnerung an den 400. Jahrestag der Judenvertreibung aus Spanien das „Midrasch Abarbanel" in Jerusalem gegründet wurde, da wusste Dr. Chazanowicz, was er fortan als seinen Lebenszweck zu betrachten habe. Er beschloss, sich dieser Bibliothek zu widmen mit allem, was er war und hatte und zu erwerben hoffte. Seitdem hat Dr. Chazanowicz 7300 Hebraica und über 800 Judaica hinuntergeschickt. Seine Kleider sind fadenscheinig, sein Junggesellen-Haushalt ist der bescheidenste, aber für alles Geld, das er als Arzt verdient, kauft er Bücher, lässt sie neu einbinden und führt sie dann auf eigene Kosten ihrer Bestimmung zu. Vor einigen Wochen expedierte er erst 27 Pud*) und bezahlte über 50 Rubel Fracht; nun liegen schon wieder mächtige Bücherstöße in seinem Arbeitszimmer, schön gebunden und wohlgeordnet, von ihrem Besitzer mit Wohlgefallen und innerer Genugthuung betrachtet. Ihre Zusammenstellung kostet Dr. Chazanowicz nicht nur Geld, sondern auch viel Arbeit und Mühe. Er muss alle antiquarischen Bücherkataloge und bibliographischen Mittheilungen genau studieren, sich auch sonst von seltenen Bücherexemplaren Kenntnis verschaffen und dann erst cor-

*) Ein Pud hat 25 Kilogramm.

respondieren, oft bei Privatbesitzern noch bitten und flehen. Eine alte Bibel oder ein seltenes Gebetbuch zieht er bei seinen Patienten dem größten Honorar vor; wenn ihm Jemand ein Buch verspricht, scheut er auch zehn und zwanzig Besuche nicht, um in dessen Besitz zu gelangen.

Dr. Chazanowicz sammelt nicht bloß Bücher, sondern auch Bilder und Photographien aus dem jüdischen Leben und der jüdischen Geschichte. Findet er in irgend einer Zeitschrift eine in dieses Gebiet einschlagende Illustration, und wenn auch nur einen Holzschnitt, so läßt er davon eine Photographie aufnehmen, die er seiner Sammlung einverleibt. Wir finden auch darin die seltensten Portraits der größten Juden der letzten Jahrhunderte: Politiker, Rabbiner, Schriftsteller, Künstler u. s. f. Die Leser dieser Zeilen könnten dem seltenen Manne keine angenehmere Ueberraschung bereiten, als wenn sie ihm gelegentlich einen Bilderausschnitt zusenden. Denn die Früchte seiner Arbeit gehören uns allen. Und die Sammlungen in der jüdischen Nationalbibliothek von Jerusalem sind der beste Beweis für den praktischen Sinn und das zielbewußte Streben der zionistischen „Ideologen".

Der Name Chazanowicz ist aber auch mit einer politischen Affaire verknüpft, die vor mehreren Jahren die gesammte öffentliche Meinung Rußlands aufregte. Damals hat ein polnischer Arzt in Bialystok einem jüdischen Knaben, der, von kindischer Naschsucht beherrscht, in seinem Garten einen Apfel pflückte, mit Lapis auf der Stirn das Wort „Dieb" eingebrannt. Ein Schrei der Entrüstung entrang sich aus der Brust aller gesitteten Menschen in Rußland. Die europäische Presse, insbesondere die englische, beschäftigte sich eingehend mit dieser unmenschlichen That, und die Engländer veröffentlichten auch das Bild des Knaben. Als Inspirator der auswärtigen Presse und der darin gegen Rußland enthaltenen Angriffe wurde, besonders auf Betreiben des polnischen Arztes, der sich gleich seines jüdischen Concurrenten entledigen wollte, Dr. Cha-

zanowicz hingestellt. Er wurde aus Bialystok auf zwei Jahre verbannt, die er in Lodz zubrachte; dem unmenschlichen Verbrecher geschah nichts. Den Knaben schickte die Judengemeinde nach Amerika. Und dann wurde es wiederum stiller. Neue Ereignisse lösten das alte ab.

Wie überall in Rußland, so macht sich auch hier die Wirkung des Monopols in sehr nachtheiliger Weise unter den Juden fühlbar. In der ganzen Stadt von 60.000 jüdischen Einwohnern hat kaum ein Jude die Bewilligung zum Branntwein- und Bierausschank erhalten und auch der nur deshalb, weil er auf eine in der Umgebung gelegene lucrative Waldschenke zugunsten eines Christen verzichtete. Die christlichen Bierbrauerei-Besitzer durften mehrere Bierhallen eröffnen, die jüdischen nicht. Viele Existenzen sind vernichtet und haben keinen Erwerb; sie wissen auch nicht, wozu sie greifen sollen. Außerdem kommt ein Zuzug ähnlicher Existenzen aus den kleinen Provinzstädten, die hier Beschäftigung und Brot zu finden hoffen. Aber sie werden bald enttäuscht. Die kleine Barschaft ist schnell verzehrt, und dann wissen sie erst recht nicht, was sie anfangen sollen. In Bialystok gibt es nur Beschäftigung für qualificierte Arbeiter, hauptsächlich für Weber und Tabakarbeiter.

Nach einer beiläufigen Schätzung leben hier über 2000 jüdische Weber, über 500 Spulerinnen und mehrere Hunderte jüdischer Appreteure, Schererinnen*) und Nuperinnen**). Auch in den umliegenden Städtchen gibt es jüdische Handweber, so in Kossowe 50, Buten 50, Rożane 250, Grodek 500 u. s. w. Die Juden finden jedoch nur Dank dem Umstande Beschäftigung und Verdienst, daß die Webereien zum größten Theile handwerksmäßig betrieben werden. In den Spinnereien ist aber schon die

*) Auch Kettenmacherinnen genannt.

**) Die Aufgabe dieser Arbeiterinnen besteht in der Reinigung und Reparatur der fertiggestellten Stücke.

Dampfkraft zur ausschließlichen Herrschaft gelangt, und obwohl gerade dabei die unqualificierten jüdischen Arbeiter eine genügende Beschäftigung finden könnten, werden sie von den zahlreichen jüdischen Fabriksbesitzern ausgeschaltet — wegen des Sabbaths. Wir kennen diese Rücksichtslosigkeit schon von Częstochau her und werden noch in anderen Ortschaften darauf stoßen; viele jüdische Fabrikanten wollen lieber am Sonntag ruhen, als am Samstag. So gebietet es der Schlendrian und die Bequemlichkeit — beileibe nicht das Gesetz. Und damit ist auch das Schicksal der Handwerker besiegelt. Denn an Stelle der vorcapitalistischen Productionsform tritt hier auch auf dem Gebiete der Weberei die capitalistische Großproduction; die mechanische Kraft hat hier den Handwebstuhl zu verdrängen begonnen. Und wenn der Umwälzungsproceſs zu Ende geht, was dann? Die allgemeinen Gesetze der ökonomischen Entwicklung, nach welchen der Handwerker und Hausindustrielle durch die Maschine concurrenzunfähig gemacht und lediglich zu ihrem Lohnsclaven herabgedrückt werden, sind hier allein noch nicht maßgebend, es tritt noch hinzu der Umstand, daſs dann nach der Sachlage der jüdische Arbeiter wegen des Sabbaths nicht mehr in einer Fabrik unterkommen und ganz arbeitslos werden wird. Und diese Zeit ist nicht mehr fern.

Inzwischen ist die Lage der Weber schon jetzt eine sehr precäre. Bei angestrengter elfstündiger Tagesarbeit verdienen sie höchstens 1·20 Rubel, ausnahmsweise 1·50 Rubel. Sie erhalten nur Stücklohn u. zw. 9 Kopeken vom Strähn. Doch nicht der ganze Stücklohn wird ihnen ausbezahlt. Eine halbe Kopeke vom Strähn zieht der Zwischenmeister, der sich ganz ungehörigerweise von ihnen bezahlen läſst, obwohl er die Interessen des Fabrikanten vertritt, für sich ab und bildet damit den Gegenstand fortwährender Unzufriedenheit und häufiger Strikes der Arbeiter. Die Spulerinnen, von denen je eine zwei Webstühle bedient, bekommen 30 Kopeken täglich, die Ruperinnen

bringen es auf 3 Rubel, die Schererinnen auch auf 4 Rubel Wochenlohn.

Das frühere patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hat aufgehört; das Classenbewusstsein wird in den Arbeitern immer stärker. Ein Fabrikant suchte mir das durch die abnehmende Religiosität der jungen Generation zu erklären. Früher versammelten sich alltäglich Fabrikant und Arbeiter zum Mincha- und Marew-Gebet, sie trafen sich am Samstag und während der Feiertage im Bethaus, sie nahmen gegenseitig an ihren Familienfesten Theil und kamen sich menschlich näher. Heute beten beide Theile nicht mehr, sie treffen sich auf keinem neutralen Boden mehr zusammen, sie haben sich einander ganz entfremdet. Und in den jungen Köpfen brennt's von neuen Gedanken. Das monotone Geräusch der Spulen, die die Ketten durchschießen, übertönen laute Worte, die von Stuhl zu Stuhl hinfliegen, wie Zionismus, Socialismus, Achtstundentag — und selbst in den alten Männern, die sich schon mit ihrem Schicksal längst abgefunden haben, entsteht ein seltsames Ahnen kommender Dinge.

Neben einer Dampfspinnerei befindet sich eine eigenartige Unternehmung. Die beispiellose Bruderliebe, der emsige Fleiß und die rührende Ausdauer ihrer Besitzer machen sie zu einem Unicum. In einer großen Kammer erzeugen drei Brüder im Alter von 40—60 Jahren, Söhne eines orthodoxen Rabbiners und selbst strenggläubig, Haarnadeln. Die Maschine, die den Draht schneidet und zuspitzt, ihr einziges gemeinsames Eigenthum, ist 1000 Rubel wert und wird von der Dampfspinnerei aus gegen ein Entgelt betrieben. Sie sind alle beim Unternehmen thätig, denn es ist ihre gemeinsame Erwerbsquelle. Ihre Arbeit bei der Maschine, beim Lackieren und Polieren dauert von früh Morgens bis spät in die Nacht, und dann bleibt einer in der Kammer zurück, um die Maschine und die Vorräthe gegen Einbrecher zu schützen. Sonntag,

wenn die Fabriksmaschine außer Betrieb gesetzt ist, greifen sie mit ihrer Händekraft ein. Die fertige Ware wird an einen Großhändler in Warschau verkauft, mit dem sie im — Cartell stehen. Dafür entfallen auf jeden der drei 5 Rubel wöchentlich! Sie sind stoische Naturen, die sich in ihr Schicksal geduldig fügen. Nur eine Sorge drückt sie: es könnte in Bialystok noch Jemand zu demselben Gewerbe greifen und ihnen Concurrenz bieten.

Die Tabakfabrik von Janowski ist die drittgrößte der ausschließlich von jüdischen Arbeitern betriebenen Fabriken Russlands. In Grodno bei Schereschefsky sind 1700, in Warschau bei Polakiewicz 1000, hier jedoch nur 500 jüdische Arbeiter beschäftigt.

Das größere Contingent an Arbeitskräften stellen Mädchen — ungefähr 350. Wir treffen sie sofort beim Eingang. Sie machen Hülsen, indem sie durch ein kleines Maschinchen, dessen Kurbel sie mit großer Behendigkeit drehen, eine lange Papierrolle treiben. Eine Rolle gibt 20.000 Hülsen; der Lohn per Rolle beträgt 10 Kopeken. Von 9 Uhr Vormittags, da die Fabrik geöffnet wird, bis 9 Uhr Nachts, macht ein besonders geübtes Mädchen bis 3 Rollen fertig.

Eine Treppe höher werden die Cigarren gemacht. In großen Sälen bei langen Tischen sitzen paarweise Männer und Mädchen. Je ein Paar arbeitet gemeinsam; sie wickelt die Tabakblätter zur Cigarre und legt sie in eine Form, er klebt darüber das oberste Blatt und fertigt sie aus. Hier ist die Arbeit in Accord. Der Fabrikant entlohnt jedoch nur die männlichen Arbeiter. Dieser erhält je nach der Größe und Qualität der Cigarren 1·35—5 Rubel per 1000 Stück und zahlt wieder dem ihm aushelfenden Mädchen 6—15 Kopeken per 100 Stück. Je nach der Qualität der Ware machen sie dann täglich 300 bis 500 Stück fertig; das trägt ihm 1—1·50 Rubel, ihr 30—40 Kopeken. Die persönliche Geschicklichkeit und das Alter des Arbeiters kommen dabei wesentlich in Betracht;

ganz junge oder ältere Arbeiter bringen es oft kaum auf 2—3 Rubel wöchentlich.

In einer anderen Abtheilung wird der Tabak geschnitten. Mehrere erwachsene Männer, darunter einer von überraschender Größe und Musculatur, verrichten auf der Erde kauernd diese Arbeit. Sie trägt 1·20—1·50 Rubel täglich im Stücklohn. Davon muss er jedoch 1 Rubel wöchentlich einem Aushilfsburschen von 12—13 Jahren zahlen. Der hochgewachsene Mann bringt das Gespräch auf den Zionismus. Der Gast aus der Fremde würde vielleicht davon etwas Näheres wissen. Denn er möchte fort, hier sei es schlecht. Und er steht auf von der Erde, auf der er die Tabakblätter geschnitten hat. Er möchte fort, nicht um seinetwillen, meint er, sondern wegen seiner Kinder. Mit dem eigenen Schicksal würde er schon vorlieb nehmen, wenn er nur wüsste, dass das seiner Kinder sich besser gestalten könnte. Und das hofft er von Palästina.

Bei der Cigaretten-Production sind nur Mädchen beschäftigt. Sie arbeiten paarweise. Die Vorarbeiterin füllt die Hülsen mit Tabak, ihre Gehilfin macht dazu die Mundstücke und schneidet die Spitzen gerade. Die ganze Arbeit geht mit blitzartiger Geschwindigkeit vor sich. Denn die Vorarbeiterin muss auch 3000 Cigaretten täglich fertig machen, um 60 Kopeken zu verdienen. Von diesen gibt sie erst 1—1·20 Rubel wöchentlich an ihre Gehilfin ab.

Ist die Ware fertig, so wird an die Verpackung geschritten. Die Mädchen, die dabei beschäftigt sind, stehen im Wochenlohn und verdienen 2—2·50 Rubel. Während ich den Packraum besichtigte, kam zu meiner größten Ueberraschung eine Arbeiterdeputation auf mich zu. Ihr Führer und Sprecher war der älteste Arbeiter in der Fabrik. 58 Jahre alt, ist er seit 36 Jahren Cigarrenarbeiter. Er arbeitet noch, aber er ist schon altersschwach. Seine Kräfte sind erschöpft und er bringt es auf einen Wochenverdienst von höchstens $2^1/_2$ Rubel. Das kam er mir zu sagen.

Denn er und seine Collegen fürchteten, man könnte mich falsch informieren. Darum wollten sie mir ihr ganzes Elend offenbaren. Und besonders auf Eines lenkten sie meine Aufmerksamkeit. Während der zahlreichen jüdischen Feiertage, Geburts- und Namenstage der Mitglieder des kaiserlichen Hauses dürfen sie nicht arbeiten, und so erhalten sie im Jahre für Dutzende von Tagen nicht einmal diesen minimalen Lohn. Als sie mir dies alles mitgetheilt hatten, fühlten sie sich erleichtert. „Wenn wir es schon erlebt haben, dass man von Weitem, von Wien, herkommt, um unsere Lage kennen zu lernen, so soll man doch alles wissen, alles."

Es war bereits zwei Uhr geworden. Die Glocke gab das Zeichen zur Mittagspause und alle Arbeiter mussten für eine Stunde die Fabrik verlassen, da der controllierende Regierungsbeamte für die Zeit seiner Abwesenheit alle Arbeitsräume versiegelte. Aber draußen vor dem Thore blieben sie stehen und zogen aus dem Vormittagsbesuch allerlei Schlüsse und Consequenzen.

— — — — — — — — — — — —

Als ich noch am selben Tag Bialystok verließ, erzählte man mir auf dem Bahnhof, dass zwei Gendarmen bei Herrn Janowski erschienen und sich nach mir und dem Zwecke meines Besuches in der Fabrik eingehend erkundigten.

VI.

Warschau.

Nach New-York ist Warschau die zweitgrößte Judengemeinde der Welt. Sie zählt 200.000 Seelen oder noch mehr. Genau läfst sich wohl die Zahl nicht bestimmen. Die statistische Wissenschaft geniefst in Rufsland erst seit der jüngsten Zeit eine ihrer gegenwärtigen Bedeutung entsprechende Pflege und die erste allgemeine Volksconscription fand dort erst vor einem Jahre statt. Ihre Resultate sind kaum erst gesichtet und nur in den allgemeinsten Umrissen veröffentlicht.

Wer sich daher mit der Judenstatistik Rufslands beschäftigt, der bleibt lediglich auf die Berichte der Centralstatistischen Commission in St. Petersburg und des statistischen Comités in Warschau angewiesen.

In beiden fällt Eines besonders auf: der ungeheure Zuwachs der jüdischen Bevölkerung. In ganz Rufsland (mit Einschluss von Polen) entfallen nach dem Durchschnitt vom Jahre 1883 bis 1892 auf 100 Todesfälle:

Unter Griechisch-Orthodoxen . . .	138	Geburten
„ Protestanten	147	„
„ Katholiken	156	„
„ Juden	**171**	„

Diesen Ueberschuss pflegt man bei den Juden ihrer gröfseren Fruchtbarkeit zuzuschreiben. Die Statistik beweist aber, dass diese Anschauung falsch ist. Auf Eine Ehe entfallen in Rufsland:

Unter Griechisch-Orthodoxen	5·7	Kinder
„ Katholiken	4·8	„
„ Juden	**4·6**	„
„ Protestanten	4·5	„

Somit ist die Ursache der Vermehrung anderweitig zu suchen: in der geringeren Sterblichkeitsziffer der jüdischen Kinder. Von 1000 Kindern sterben durchschnittlich:

Unter Griechisch-Orthodoxen	407·1
„ Protestanten	282
„ Juden	**232.1**
„ Katholiken	216

Die jüdischen Ehen sind also weniger fruchtbar, aber dafür bleiben Dank der zärtlichen Pflege und sorgfältigeren Erziehung mehr Kinder am Leben. Mit in's Gewicht fällt auch der äußerst geringe Percentsatz unehelicher Kinder bei den Juden:

Unter Griechisch-Orthodoxen	26·3%
„ Katholiken	34·6%
„ Protestanten	38·5%
„ Juden	**2·9%**

In Warschau gelangen wir nun zu folgenden Resultaten:

Auf 1000 Christen	Geburten	Todesfälle	Zuwachs
kommen jährlich	45	30	15
Auf 1000 Juden kommen jährlich	55	25	30

Die Juden in Warschau vermehren sich daher doppelt so zahlreich wie die Christen. Da sie zu einander im Verhältnis wie 1:2 stehen, so entfällt auf jeden der beiden Theile ein gleicher Jahreszuwachs von 6000 Menschen.

Eine confessionelle Berufsstatistik fehlt in Rußland überhaupt. Nur von Fall zu Fall werden aus actuellen Anlässen einige Stichproben vorgenommen. Vor mehreren Jahren unternahm der Warschauer „Eisenbahnkönig", wirklicher Staatsrath Bloch, ein getaufter, aber seinen

früheren Glaubensgenossen noch immer wohlgesinnter Jude, nach einer Ansicht, um die officiellen Daten zu widerlegen' nach einer anderen, um den Wünschen eines Großfürsten entgegenzukommen, den Versuch, selbst eine genaue Berufsstatistik der Juden in Polen zusammenzustellen. Ein großer Apparat wurde in Bewegung gesetzt, allerhand fachmännische und der Sache ergebene Männer wurden — nachdem man den Zweck ihrer Reise in der jüdischen Presse bekanntgegeben hatte — in die Städtchen und Dörfer geschickt; aber am Widerstande des damals allmächtigen General-Gouverneurs Hurko scheiterte Alles. Nur die einflussreiche Stellung Blochs bewahrte die neugierigen Statistiker vor der Bestrafung. Als dauerndes Andenken an diese Versuche blieben uns nur die „Bilder von einer Provinzreise im Tomaszower Powiat*)" von Perez, in denen dieser glänzende Beobachter des jüdischen Kleinstadtlebens seine Erlebnisse schildert.

Heute, unter dem „neuen Cours", hofft man, dass die Zusammenstellung einer Judenstatistik wohlwollende Duldung finden würde. Aber wo sind die Männer, die sich dafür interessierten?

Für die Gütervertheilung unter den Juden dieser Gemeinde ist ein Umstand sehr charakteristisch: von 200.000 Juden zahlen kaum 3500 Cultussteuer (1·75%). Sie beträgt von 2—275 Rubel. In Wien, wo das Steuerminimum 10 Gulden ist und wo nur 130.000 Juden wohnen, finden wir 13.000 Steuerzahler (10%). Das Wahlrecht für den Warschauer Cultusvorstand ist von einem Steuerminimum per 15 Rubel abhängig; diesen Betrag können nur 1300 Menschen erschwingen.

Das Jahresbudget der Cultusgemeinde beträgt kaum 200.000 Rubel, und es genügt, da die Bethäuser und die meisten Wohlthätigkeitsanstalten autonom sind und aus Privatmitteln erhalten werden. Das neue jüdische Spital

*) Bezirk.

mit einem Belegraum von 370 Betten, das jüngst mit einem Aufwande von einer Million Rubel erbaut wurde, die zwei jüdischen Handwerkerschulen, die zusammen über 250 Knaben heranbilden und ein Budget von 24.000 Rubel aufweisen, die drei jüdischen Volksküchen, der Handwerkscurs für Mädchen u. s. f., sie haben ihre Fonds nur der Privatwohlthätigkeit zu verdanken. Ob sie wohl vom Herzen kommt? Das Leitmotiv für das Verhalten der paar Bankiers-Familien, die hier die Hauptrolle spielen, und ihres Anhanges, war bisher nicht die wahre Liebe zu ihrem eigenen Volke, sondern der lebhafte Wunsch, in den Augen der Polen als jüdische „Repräsentanten" und als gute Patrioten zu gelten, die ihre Glaubensgenossen zu „nützlichen Bürgern" erziehen. Dabei sollte ihnen der Rückzug gesichert bleiben, wenn man sie draußen abstoßen wollte. Das war weise und vorsichtig. Der Antisemitismus hat sich auch in Polen von der stark ausgeprägten Assimilation nicht imponieren lassen. Er hat sich eingestellt, wie überall. Dass sich die Juden durch ihre Betheiligung an den polnischen Aufständen, durch die financiellen Opfer für die Polen redlich deren Dankbarkeit verdient haben, wird ignoriert. Die Tagesblätter machen antisemitische Glossen, es gibt Wochenschriften, die nur Antisemitismus cultivieren, und der antisemitische Kalender „Żyd" („Der Jude") wurde bei einer Auflage von 5000 Exemplaren in einigen Tagen vergriffen. Die polnische Gesellschaft weicht den Juden aus und wird „judenrein". Nur hie und da werden ein oder zwei „Ausnahmsjuden" in christliche Gesellschaften geladen, und von zwei solchen, einem Historiker und einem Kritiker, erzählt man sich, dass sie sich dann trotz persönlicher Bekanntschaft nicht einmal begrüßen, um nur jede Aufmerksamkeit von ihrer gemeinsamen Art abzulenken. Die Christen machen sich aber keine Scrupel, sich von ihren jüdischen Bekannten einladen zu lassen. Aber sie kommen dann ohne ihre Frauen, „denn diese" — gestand mir ein „patriotischer"

jüdischer Advocat — „können sich mit unseren Frauen nicht vertragen".

Diese „vis a tergo", um ein Wort Nordaus zu gebrauchen, bringt manche Juden zur Besinnung. Sie ziehen sich auf ihr Judenthum zurück und suchen da ein Gebiet zur Bethätigung. Die jüngst in Warschau abgehaltene Delegiertenconferenz behufs Verbreitung von Handwerk und Industrie unter den Juden, das Streben, eine jüdische Ackerbauschule zu errichten, sie entstammen der Befürchtung dieser Kreise, nicht auch unter den Juden ihr Ansehen und ihren Einfluss einzubüßen. Aber vom Volke, dessen Traditionen und Weltanschauung sie sich ganz entfremdet haben, trennt sie noch immer eine Kluft. Sie kommen auch gar nicht zu ihm als Brüder, sondern als Wohlthäter und Protectoren, nicht um es zu erlösen und sich mit ihm zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, sondern, um es zu „unterstützen". Wehe denen, die erst darauf warten müssen!

Aber in dieser Stadt, wo ein Rabbi Meisels wegen seiner Theilnahme an der 1863er Revolution in der Citadelle gesessen ist, wo ein Jude in den Straßenkämpfen unter allgemeinem Jubel das Kreuz vorantrug, als sein früherer Träger niedergeschossen wurde, hat jetzt der traditionelle Patriotismus der Juden bereits ausgespielt. Die Volksmassen waren sich seiner nie recht bewusst, die akademische Jugend neigt sich immer mehr dem wirtschaftlichen Radicalismus zu oder nähert sich dem Zionismus, die wohlhabende Classe der russischen Juden, die hier eingewandert ist, bildet die eifrige Anhängerschaft dieser letzteren Bewegung. Ja, selbst für die jüdische Arbeiterschaft ist die Frage des polnischen Patriotismus zu einer acuten geworden.

Wie in Oesterreich, so haben auch in Russland die polnischen Arbeiter ihre eigene socialistische Organisation. Aber diese „Freiheitshelden", die sowohl in Oesterreich als in Russland mit allen anderen nationalen Organisa-

tionen Hand in Hand gehen, wollen nur beim jüdischen Proletariat eine eigene Organisation nicht dulden. Gerade von den Juden, die sich von ihnen so sehr in Bezug auf Cultur, Glauben, ja Sprache unterscheiden, verlangen sie einen vollständigen Verzicht auf die Berücksichtigung der nationalen Eigenart bei der Propaganda. Die jüdischen „Genossen" in Galizien haben sich gefügt; die in Russland und Polen sind selbstbewusster aufgetreten und haben nicht nachgegeben. Im September 1897 fand ein Congress der jüdischen Arbeiter von Polen und Russland statt, und sein Resultat war die Gründung des „Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes von Russland und Polen". Ein Centralcomité steht an seiner Spitze, in allen Städten hat er seine Localcomités, und die deutsch-jüdischen Blätter „Die Arbeiterstimme" und „Der jüdische Arbeiter" sind seine Parteiorgane.

Das hat den polnischen „Genossen" nicht gefallen. Auf ihrem Congress, der im Februar d. J. in Warschau abgehalten wurde, nahmen sie gegen den „Arbeiterbund" Stellung. Auf der einen Seite verlangten sie von der russischen Perteiorganisation die Autonomie aller in Russland von Nichtrussen gebildeten socialistischen Gruppen, gleichzeitig fassten sie aber gegen die jüdische Organisation folgenden Beschluss:

„In Anbetracht, dass das jüdische Proletariat keine anderen Ziele haben kann, als das Proletariat der Bevölkerung, unter der es wohnt; in Anbetracht, dass die bisherige Thätigkeit der jüdischen Gruppe, die jetzt unter dem Namen „Der allg. jüd. Arbeiterbund von Russland und Polen" auftritt, nur schädlichen Zwiespalt in das Programm und in die Organisation der Parteibewegung hineingetragen hat, erklärt der Congress die politische Richtung dieser Organisation für falsch."

Das ist Consequenz!

Die jüdischen Arbeiter, die das Ghetto nur verlassen, um in die Fabrik zu gehen und dort wiederum nur unter-

einander zu sein, die den langen Rock tragen und den Sabbath feiern, werden sich schwerlich in die polnische Organisation einschachteln lassen. Der Socialismus, von dem sie dank einer intensiven, durch die Jargon-Broschüren-Literatur amerikanischer Provenienz unterstützte Agitation die üblichsten Schlagworte kennen lernen, vermag sie dem Judenthum nicht zu entfremden. Aber er macht sie politisch reifer. Sie beginnen zu denken, sie gelangen zur Erkenntnis der socialen Bedingungen und nehmen den Socialismus als Maßstab nicht blos für ihre Noth, sondern für ihre „Judennoth". In ihren Versammlungen, die in Privathäusern stattfinden, bringen immer einige die Discussion auf den Zionismus, und er findet viele Vertheidiger und Anhänger. Die zionistische Weltanschauung ist beim jüdisch-socialistischen Arbeiter immer ein Fortschritt, eine Entwicklung zum nationalen Selbstbewusstsein. Und so sehr auch der St. Georg des Zionismus in der „Neuen Zeit" die zionistischen Arbeiter als Eintagsfliegen hinstellen möchte, so weiß doch jeder Kenner der thatsächlichen Verhältnisse, dass die meisten zionistischen Arbeiter Socialdemokraten waren, nie aber umgekehrt. In einer Versammlung hat auch ein jüdischer Cigarrenarbeiter mit rührender Einfachheit, die manche verblüffte, manche aber fortriss, erklärt:

„Ihr wollt weniger Arbeitsstunden und mehr Lohn? Gut. Wenn man mir aber sagen würde: ‚Du sollst als Jude Menschenrechte genießen, Du sollst eine Heimat haben, von der Dich niemand vertreiben kann — dann will ich lieber länger arbeiten und weniger verdienen."

Das sagte ein schlichter Arbeiter.

Sonst sind die Massen indifferent. Sie kennen nur ein Leben voll von Kämpfen, Kummer und Sorgen, das zu physischer und geistiger Degeneration führt. Kleinhandel, Krämerei und Lebensmittel-Hausiererei bildete die Erwerbsquelle der meisten. Ob auch einen Nahrungszweig? Fast auf allen öffentlichen Plätzen und in allen Thoren, ja,

selbst in den größeren Höfen hocken jüdische Krämerweiber, auf dem Muranow-Platz wimmelt es von Hunderten jüdischer Fischhändlerinnen, Geschäftsläden mit allen möglichen Warengattungen oder „Resten" reihen sich dicht aneinander, und in den früheren Schänken wird jetzt Thee oder Sodawasser serviert und „gefüllter" oder „ungefüllter" Honig- und Zuckerkuchen verkauft. Und davon wollen alle die Leute leben! Dabei wächst mit jedem Tage die Concurrenz. Von dem Städtchen kommt frischer Zuzug, die Bevölkerung vermehrt sich rapid und damit die Zahl der Ehen, die ihre wirtschaftliche Existenz auf Geschäftsläden oder Krämereien begründen. In den Mansardenwohnungen und Kellerräumen wird es immer enger. Wie soll das enden?

Zu den wenigen Männern, die darüber nachdenken, gehört ein — Christ, Boleslaus Prus. Der Pole pflegt diesen Namen gewöhnlich in einem Athem mit dem Sienkiewicz' zu nennen, denn sie sind beide die hervorragendsten Vertreter der modernen polnischen Belletristik. Aber Prus ist mehr; er ist auch Publicist. Frei gegenüber jeder conservativen Coterie, unabhängig von den „Patrioten", die mit ihrem Demokratenthum renommieren, ist er rücksichtslos in der Beurtheilung der öffentlichen Fragen. Unter der Gilde polnischer Zeitungsschreiber ist er einer der wenigen, die selbständig denken. Der Judenfrage widmete er vor wenigen Jahren eine Artikelserie, in der er die Geschäftsgebarung der reichen Juden kritisierte und für eine Heranziehung der Juden zum Ackerbau und zur Industrie plaidierte. Jene Kategorie, die sich in peinlichen Situationen so gerne hinter die ganze Judenschaft zu verstecken liebt, verschrie ihn sofort als Antisemiten. Aber Prus behielt die Frage weiter im Auge und beschäftigte sich hauptsächlich mit den socialen Verhältnissen der Juden. Es gibt keine jüdische Anstalt in Warschau, die er nicht besucht *hätte;* die Wohnungen der ärmsten Juden kennt gewiss *niemand so gut, wie* dieser — Antisemit.

Bei Prus hoffte ich auch die besten Informationen über die ökonomische Lage des Warschauer Judenproletariates zu erhalten. Ich habe mich nicht getäuscht. Die Volksküchen, Massenquartiere, Kinderkrippen, Cheders, Trödelmarkt und alle die Stätten, wo die Armut lebt, sich nährt und aufwächst, sind seine guten Bekannten. „Gehen Sie dorthin; das lassen Sie nicht aus" u. s. w. — so zählte er sie mir im Tone innigsten Mitgefühls auf. Und wie er von diesen Aermsten sprach! . . .

„Die Juden sind das unglücklichste Volk auf Erden. Blicken Sie einen Juden an, mag er arm sein oder sich durch Glück und Talent emporgeschwungen haben. Sein wesentlichster Gesichtsausdruck ist Trauer, Melancholie. Kann ein ganzes Volk so existieren? Hat denn nicht jeder Mensch das Recht auf Glück?"

„Man vertröstet uns ja auf den Fortschritt und auf die Cultur?" — erlaubte ich mir zu bemerken.

„Schnüren Sie mir hier das Knie zusammen" — Prus begleitete diese Worte mit einer entsprechenden Geberde — „stören Sie meinen Blutlauf und sagen Sie, dass ich auf Fortschritt und Cultur warten soll. Die Juden brauchen ein Land. Man gebe es dieser begabten Rasse, und sie wird wieder zu einem nützlichen Gliede der Völkerfamilie werden."

„Halten Sie denn die Assimilation für ganz aussichtslos?" — stellte ich eine weitere Frage.

„Die nationale Seite ist hier noch das Mindeste; die Hauptsache ist das schreckliche Massenelend. Der ganze Antisemitismus ist nichts als ein Anti-Elend. Es ist ja am leichtesten, den Armen Fußtritte zu versetzen. Leiden denn etwa die Reichen unter dem Antisemitismus? Inzwischen gehen die Massen physisch und geistig zugrunde, sie werden degeneriert, nnd das ist schade.

„Wie sollten sie denn auch existieren können? Sie haben keine Landwirtschaft, keine Industrie, nichts, als Handel, lauter Handel. Und da reißt einer dem Andern

den Bissen vom Mund. Dass sie sich bei uns dem Ackerbau zuwenden, ist bereits zu spät. Der Jude wird mit dem Bauer nicht concurrieren können. Aber zurückverpflanzt auf seinen eigenen Boden, wird er sich wie Antäus verjüngen."

Diese Worte sind der beste Commentar zum Feuilleton Prus' über den Congress in Basel, dessen Aufrichtigkeit manche bezweifeln wollten, weil es mit den Worten schloss:

„Ich selbst will mir gerne diese Steuer (Schekel) auferlegen. Kaufet Euer Land los, erwerbet Euch die Liebe Eurer Mitmenschen, mögen Euch Gott und alle edlen Menschen helfen."

* * *

Außerhalb der Stadt befindet sich ein großer, viereckiger Platz: plac broni. Dort ist der Trödelmarkt. In Holzzelten werden allerlei alte Gegenstände oder auch neue Sachen mindester Qualität für die Bekleidung oder Wirtschaft feilgeboten. Daneben versuchen auch Handelsschreier, ihre aufgekauften Waren an den Mann zu bringen. Oft bilden nur ein Paar Stiefelröhren ihren ganzen Vorrath, und es vergeht ein ganzer Tag, ohne dass sie einen Käufer dafür fänden. Denn auch hier vertheilen sich Angebot und Nachfrage ganz ungleichmäßig. Die Conjuncturen sind nach Jahreszeiten und Tagen stets verschieden.

Auch Lebensmittel-Verkäuferinnen suchen hier Absatz und Verdienst. Sie sitzen bei ihrem Kram, der mit Bäckereien, Kuchen und Früchten bedeckt ist und machen einen Umsatz, der das Ergebnis von 1 oder 2 Kopeken-Verkäufen bildet. Einige nichtsthuende Gaffer stehen umher und leisten ihnen Gesellschaft, da ihnen die Kunden nicht allzuviel zu schaffen geben. Das sind die Lastträger ohne „Nummer", die keine Concession besitzen, weil sie die Taxe nicht bezahlen können. Sie warten, bis es etwas zum Tragen gibt, oft den ganzen Tag. 15—20 Kopeken bilden ihre durchschnittliche Tageseinnahme. Ver-

dienen sie auch manchmal mehr, so gibt es wiederum Tage, an denen ihr geselliger Verkehr mit den redegewandten Nachbarinnen durch nichts gestört wird. Die große Arena, die sich um den Markt ausbreitet, ist ganz leer und gewährt uns eine freie Aussicht bis zu der sich im Hintergrunde hügelartig erhebenden „Citadelle".

In der entgegengesetzten Richtung, ganz nahe vom Trödelmarkt, von dessen Besuchern stark in Anspruch genommen, befindet sich die jüdische Volksküche. Ein kleines Holzgebäude auf einem großen Platze. Aus dem Freien gelangt man durch eine Thüre sofort in den Speisesaal. Schon um 11 Uhr beginnen sie zum Mittag zu erscheinen: Männer, Frauen, Kinder, Juden und auch Christen, kümmerliche Gestalten in fadenscheinigen Kleidern, mit verwilderten Bärten und Halstüchern, deren Farbe nicht mehr zu erkennen ist, die Frauen, vorzeitig gealtert, mit welken, gramdurchfurchten Gesichtszügen, die uns unter der verblichenen Perrücke angrinsen. Die Kinder, die in großer Zahl anwesend sind, bilden einen angenehmen Contrast zu ihrer Umgebung. Bald sich schüchtern in einen Winkel verkriechend, bald trotzig mit den Altersgenossen um einen Platz kämpfend, sind sie doch reinlich und nett. Sie fühlen sich hier wohl, denn sie können sich sattessen. So lernen sie frühzeitig das Heim entbehren, das ihnen nichts zu bieten vermag. Es sind Schüler der Talmud-Thora- und Handwerkerschulen.

Durch eine Barrière vom Speisesaale abgegrenzt, befindet sich die Küche. Ein Ehepaar in älteren Jahren, joviale Leute, deren unversiegbarer Humor sich auch manchmal den Gästen mittheilt, führen hier das Scepter. Sie ist die Köchin, er der Verwalter, Cassier und — Unternehmer. Das Volksküchen-Comité hat sich ein ganz eigenes System zurechtgelegt. Es erhält die Küche nicht in eigener Regie, es vergibt sie selbstverständlich auch nicht an einen Pächter; die Regie wird von einem Unternehmer bestritten, der zur Deckung seiner Spesen und als eventuelle

Entschädigung für seine Mühewaltung eine Subvention von 40 Rubel monatlich erhält. Dadurch entfallen für das Comité jede weitere Verrechnung und alle sonstigen Betriebskosten. Es bleibt ihm nur die Controle über die Qualität der verabreichten Speisen und über die Einhaltung der fixierten Preise. Das Ehepaar macht an diesem „Unternehmen" kein Geschäft. Die Preise sind verblüffend billig. Die Suppe kostet 2 Kopeken, das Fleisch (4 Loth in gekochtem Zustande) ebensoviel, das Brot 1 Kopeke, zusammen ein Mittag für 5 Kopeken. Dabei ist die Kost gesund und nahrhaft. Und trotzdem sie streng rituell ist, wird die Küche mit Vorliebe von Christen besucht. Oder vielleicht, weil sie es ist? Viele begnügen sich zu Mittag mit der bloßen Suppe und Brot. Sie werden „durchgewärmt", nachdem sie lange in der großen Kälte dieses nördlichen Klimas auf offener Straße ihrem Erwerbe nachgegangen sind.

In Warschau gibt es drei jüdische Volksküchen; eine davon nur für lithauische Juden. Die oben geschilderte wird an manchen Tagen von 1200 Menschen besucht. Die meisten sind hier Stammgäste. Denn nur von einem Sonnabend zum andern wird zuhause gegessen, bei denen, die Familie haben. Und die von der Fremde nach Warschau kamen, als Vorposten ihrer Familie, um für sie das Terrain zu ebnen, die fühlen am Sonnabend erst recht den ganzen Jammer ihres Daseins. Die Volksküche ist dann geschlossen.

Durchreisende, junge Leute, die nie ein Heim gekannt haben, selten ältere Leute, suchen das „Nachtquartierhaus" auf. Eines, mit besonderen Räumen für jüdische Männer und Frauen, befindet sich in der Nähe der Volksküche. Aeußerlich unterscheiden sich diese Säle mit den aneinandergereihten Pritschen, die selbst des Strohsackes entbehren, von den übrigen dadurch, dass ihre Wände weder Kreuze noch Heiligenbilder-Schmuck tragen. Das ist wegen der Gebete, die hier des Morgens von Manchen

verrichtet werden. Auch der Aufseher ist ein Jude. Er kennt alle Leute genau, die herkommen, und er berichtete mir, dafs die meisten hier ihren ständigen Wohnsitz haben. Sie haben keine Familie, sie sind losgelöst von der Gesellschaft, und hier ist ihre letzte Station, bevor sie sinken. Für vier Kopeken, die sie jede Nacht erlegen, bekommen sie neben dem Nachtlager auch ein Nachtmahl, ein Glas Milch oder Thee und ein halbes Brot. Des Morgens, nach einer auf harten Brettern zugebrachten Nacht, werden sie mit knurrendem Magen auf die Gesellschaft losgelassen . . .

Aber wie Wenige bedienen sich dieser relativen Wohlthaten der Volksküchen, Nachtquartiere u. dgl.? Wie viele gehen in ihren Höhlen, ohne Luft, ohne Nahrung, im strengsten Winter ohne Heizung zugrunde? Ganze Gassen im Nalewki-Viertel bewohnen sie. Als ich ihre Verhältnisse im Theaterstücke der Frau von Zapolska dramatisiert sah, da hatte ich sie für übertrieben gehalten. Mit mir gewifs auch viele andere Zuschauer. Aber dieses jüdische „Souterrainstück", wie es ein polnischer Theaterrecensent nannte, worin alles so grau in grau gemalt ist, gibt doch trotz seines Realismus nur ein schwaches und künstliches Bild des schweren, verzweiflungsvollen Ringens um die dünne Brotkruste, von der Zangwill in den „Kindern des Ghettos" sagt, dafs nur der Kampf um dieselbe die Menschen von den Thieren unterscheidet.

Acht, zehn oder zwölf Menschen, Gesunde, Kranke und Wöchnerinnen, Erwachsene und Kinder, in einem Zimmer, dessen grofsen Theil der Ofenherd einnimmt, zwei oder drei Betten übereinander, um den Luftraum voll auszunützen, und bei all' dem die ganze Woche nichts Warmes in den Mund — das ist die Lebensregel.

Eine kleine Welt des Elends, gleichsam eine Welt für sich, in der sich alle Abstufungen des Proletariats zusammenfinden, treffen wir in der Franciszkanskagasse. Es ist ein Haus, aber wohl ein in ganz Europa einzig dastehendes

Haus, wenn es auch den Warschauern selbst noch wenig bekannt ist. Man nennt es „Trefne Jatki". Das bedeutet wörtlich: „Trefefleisch-Verkaufshallen", da sich dieselben im Hofe dieses Hauses befinden. Aeußerlich macht das aus mehreren Flügeln bestehende, dreistöckige, rothbetünchte Haus den Eindruck einer großstädtischen Zinskaserne. Aber betrachten wir es näher. Außer den Stockwerken gibt es noch Kellerräume. Auch diese werden bewohnt. Im ganzen Hause gibt es nur einzelne Zimmer, die in lange Corridore münden. Man glaubt in einem Kloster oder in einem Hotel zu sein. Für das erstere spricht die seltsame Grabesruhe, die hier herrscht. Wer zu Haus ist, sitzt bei der Arbeit; die Meisten aber sind den ganzen Tag fort, um einen Verdienst zu erhaschen. Das ganze Gebäude, ein wahres Labyrinth, zählt 172 Zimmer, das erkennt man an den angebrachten Orientierungstafeln. Und darinnen wohnen 1500 Menschen, Juden; im Durchschnitt entfallen somit auf ein Zimmer 8·7 Menschen. Allein die Einwohnerzahl ist verschieden vertheilt. Im ersten und zweiten Stock, wo der Monatszins $9\frac{1}{2}$ und 9 Rubel beträgt, wohnen die besser situierten, die kleinen Handwerker, die Mädchen, die zu Hause Cravatten arbeiten oder schneidern, und davon ihre Eltern ernähren. Sie haben keine oder höchstens einen Aftermiether. Im obersten Stockwerke und im Keller sind die „Luftmenschen" gezwungen, ihre „Winkel" zu vermiethen, denn sie erhalten von der Partei dafür 1 Rubel 50 Kop. monatlich. Selbst verdienen sie nicht einmal soviel, um den ganzen, 6 Rubel betragenden Monatszins zu bestreiten. Ein altes Ehepaar, das im Keller wohnt, hat für das Zimmer und den Stand im Hofe, wo es Käse verkauft, 8 Rubel monatlich zu bezahlen. Ihr täglicher Verdienst beträgt aber nur 20—25 Kopeken! Darum halten sie bei sich eine alte Witwe und eine junge Frau mit drei Kindern, deren Mann fort mußte, weil er als Taglöhner in Warschau keine Beschäftigung fand. Drei Betten, ein wackliger Tisch, zwei gebrochene Sessel, einige Kisten und ein Koffer bilden

die ganze Einrichtung. Der auf Brettern trocknende Käse verbreitet einen Modergeruch, der die feuchte, dumpfe Atmosphäre nur noch unerträglicher macht. Das junge Weib sitzt auf dem Tisch und klaubt Erbsen. Sie ist flink und bringt über den Tag acht Töpfe zusammen. Damit verdient sie 32 Kopeken. Die alte Witwe sitzt neben dem kalten Ofen, den Kopf nachlässig auf die Rechte gestützt, und seufzt. Draußen auf dem Hof sitzen die alten Leute den ganzen Tag bei den paar Käsen, um nur den Zins aufzubringen. Vom Leben was wissen sie Alle! „Man lebt nicht, nur man klebt" — sagte die Greisin, als sie gerade hineinkam, um frische Ware zu holen — „man isst nichts, man kocht nichts. Man ist wenigstens froh, wenn man wo den Kopf niederzulegen hat. Was brauchen alte Leute? Tachrichim*) haben wir schon."

So reiht sich dann Zimmer an Zimmer. Hier wachsen neue Generationen auf, hier wird der Kern der Nation großgezogen, das Volk. Das ist das „neue Ghetto" im wahrsten Sinne des Wortes. Denn es ist nicht etwa ein culturelles, gesellschaftliches, sondern ein wirkliches, sichtbares Ghetto, wie in den alten, verflossenen Tagen. Aber damals wohnten Reich und Arm nebeneinander, sie haben sich gekannt und verstanden, das Gold sonnte sich in den Strahlen der Wissenschaft — heute hat sich sein Aussehen und sein Charakter geändert; es gibt nur ein Ghetto des Massenelends und des Pauperismus. Einst hat der Jude, wenn ihn sein Herz zur Wohlthätigkeit drängte, vorerst seine Brüder bedacht; heute baut der jüdische Banquier Wawelberg in der Stadt, die zum Hohn der Menschheit „Trefne Jatki" in ihrer Mitte hat, für 300.000 Rubel billige Arbeiterwohnungen für — Christen.

Auch eine jüdische Solidarität!

---

*) Leichenkleider aus weißer Leinwand, die sich fromme Juden schon bei Lebzeiten vorbereiten.

Allein es gibt in Warschau auch Muster jüdischen Selbstbewusstseins und Gemeinsinns. Die Genossenschaft zum Importe palästinensischer Weinproducte „Karmel“ und die hebräische Verlagsgesellschaft „Achiasaf“ sind dank der Unterstützung eines großen Theiles der Bevölkerung in der Lage, ihre Thätigkeit stets zu erweitern; hier erscheint unter der vorzüglichen Leitung des polyglotten Sokołow ein hebräisches Tagblatt „Hazefirah“, und der im Jahre 1856 gegründete Verein jüdischer Handelsgehilfen zählt 671 Mitglieder, verfügt über ein Vermögen von 32.000 Rubel und konnte für das letzte Jahr ein Budget von 17.100 Rubel aufstellen. An Stelle der seichten Unterhaltungsabende, die mit dem Erscheinen nichtjüdischer „Capacitäten“ ihren Höhepunkt erreichten, tritt hie und da der jüdische Salon, in dem gebildete Männer über die Judenfrage ernst und auch wissenschaftlich debattieren und referieren; der heuer zum ersten Male abgehaltene Ball der jüdischen Lehrer, dem Viele ein Fiasco vorhersagten, hatte einen glänzenden Erfolg in Bezug auf den Besuch und auf das Erträgnis.

Vielleicht wird diese größte Judengemeinde Europas als Muster der jüdischen Zusammengehörigkeit mit allen ihren schönsten Seiten noch einst den westeuropäischen Juden voranleuchten? Sie hätten es wirklich nöthig.

VII.

Lodz.

Das polnische Manchester. Vor 30 Jahren noch ein Dorf, zählte es im Jahre 1885 135.000 und 10 Jahre später über 315.000 Einwohner; darunter 30 Percent Juden. Von Moskau und anderen russischen Fabrikscentren vertrieben, haben sie hier eine Zufluchtsstätte und viele ihr Glück gefunden. Die große Fabriksindustrie und der mächtige Handelsverkehr haben den Unternehmungstrieb und den mercantilen Geist vieler mit reichen Schätzen belohnt. Die größten Tuch- und Baumwollfabriken nennen die Juden ihr eigen, die Existenz von tausenden Arbeitern ist in ihren Händen und sie tragen Millionen zusammen.

Nach einer behördlichen Statistik beträgt hier die Anzahl der Kaufleute:

	Juden	Christen
I. Gilde	42	18
II. „	870	376

Von den Realitäten im Schätzungswerte von über 1500 Rubeln gehören 2313 den Christen und 986, also 42 Percent den Juden.

Die jüdischen Millionäre sind selfmademen. Als Handlungsgehilfen oder Arbeiter sind sie vor einigen Decennien hier angelangt, und durch die Gunst der Verhältnisse sind sie rasch emporgeschnellt. Ihre Zahl ist nicht gering und ihr Vermögen ist enorm. Und da sie es erworben haben, ist für sie das Geld zum Selbstzweck geworden.

Allein selten findet man neben jüdischen Millionären so viel jüdisches Arbeiterproletariat, neben den herrlichsten

mit Pariser Luxus ausgestatteten Palästen so viel Noth und Kummer und Entbehrungen, wie in Lodż. Und während die Vermögen in den Händen der Unternehmer rapid anwachsen, wird das Einkommen der Arbeiter immer geringer, ihr Lebensunterhalt ärger, ihre Arbeitsgelegenheit seltener. Das Letztere bewirkt die Concurrenz der Dampfmaschinen, das Erstere der Preisdruck seitens der Unternehmer.

Die jüdischen Arbeiter leben zumeist, wohl an 15—20.000, von der Hausweberei. Noch heute. Denn in die mechanischen Spinnereien und Webereien werden sie nicht aufgenommen; von Juden erst recht nicht. Es gibt jüdische Fabrikanten, die 3—5000 Arbeiter beschäftigen und darunter — keinen Juden. Denn die jüdischen Arbeiter wollen nur am Sonntag und nicht am Samstag arbeiten; die Fabrikanten selbst ziehen aber den Sonntag als Ruhetag vor. So haben die jüdischen Hausweber durch die Fabriken nicht eine neue Arbeitsgelegenheit, sondern in ihnen einen vernichtenden Rivalen erhalten; sie kommen erst in zweiter Linie in Betracht, wenn es gilt, den Mehrbedarf für den Warenmarkt über die Fabriksproducte hinaus zu decken. Nur wenige Warengattungen sind ihnen ausschließlich vorbehalten. So kommt es, dass in der kältesten Jahreszeit, wenn der Zwischenhandel mit Waren versehen ist, bei den Hauswebern monatelang Arbeitslosigkeit und damit die größte Noth eintritt. Ohne jede Organisation, ohne Classenbewusstsein, müssen sie sich von den Fabrikanten die Accordlöhne dictieren lassen, glücklich, überhaupt welche Arbeit zu bekommen. Diese Löhne werden immer schlechter und damit der Lebensunterhalt: der beste Beweis *für* die Theorie der „*Verelendung*" des Arbeiterproletariats, die in letzter Zeit so stark bestritten wurde (Polemik Schönlank-Liebknecht).

In der Vorstadt *Baluty*, am Ende der die ganze Stadt durchschneidenden Pietrkower Straße, befindet sich der Hauptsitz der jüdischen Hausweber. Sie macht den

Eindruck eines Dorfes. Kleine, zumeist hölzerne Häuschen mit großen, kothbedeckten Höfen, in denen zuweilen ein „Hinterhaus" steht, reihen sich eng aneinander. Die Zimmer sind zwar niedrig, aber recht groß, mit drei und vier Fenstern. Bei denselben, zum Lichte gerückt, stehen die Webstühle, die schönsten und wichtigsten Einrichtungsstücke. Ihre Zahl ist von den Vermögensverhältnissen des Weber abhängig. Es gibt solche, die 4—5 Stühle besitzen, andere sind froh, wenn sie es überhaupt zu einem gebracht haben. Sein Anschaffungspreis beträgt 30 Rubel. Denn er ist dann wenigstens noch ein Unternehmer, wenn auch in sehr kleinem Maße, indem er selbst bei einem Stuhle arbeitet und bei den anderen Gehilfen beschäftigt, oder als Arbeiter beim einzigen eigenen Stuhle selbst den Meisterlohn bezieht.

Der Besitzer eines oder mehrerer Webstühle bezieht direct vom Fabrikanten die Rohware: Kette und Schuss. Ist die Ware fertig, so liefert er sie ab und bekommt per Stück den Lohn. Das ist der Meisterlohn. Die Gehilfen, die nicht in der Lage sind, sich einen eigenen Stuhl anzuschaffen und bei einem Meister arbeiten, bekommen weniger. Sie verdienen 4—5 Rubel wöchentlich, während auf ihr Arbeitsproduct als Meisterlohn 6—7 Rubel entfallen. Viele Besitzer von Webstühlen arbeiten selbst nicht mehr, sondern leben nur von der Arbeit der Gehilfen: das sind die Schwitzmeister (sweat-masters).

Es ist ein schwerer Beruf. Von 5 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts strengt der Mann Augen, Füße und Hände an und verlässt nur zu kurzen Mahlzeiten die harte Bank, auf der er durch 18 Stunden täglich sitzen muss. Selbst Greise sind diesen Arbeitsbedingungen unterworfen, wenn sie leben wollen, ohne zum Bettel zu greifen.

Auf meiner Wandernng durch Baluty traf ich auch auf einen alten jüdischen Weber, der trotz seiner siebzig Jahre noch am Webstuhl saß, weil er sonst verhungern müsste.

Er besaß zwei Stühle, aber kaum für einen hatte er Beschäftigung. Seine alte Frau half mit, indem sie die Spulen machte. Die einzige Aenderung der Arbeitszeit in dieser Werkstätte bestand darin, dass die Arbeit erst um 7 Uhr morgens begonnen wurde. Der alte Mann, ein gebückter Greis mit weißem Bart und einem hellen Schimmer von Güte und Milde in den Zügen, konnte nicht mehr so frühzeitig aufstehen und er musste auch dem Gebete mehr Zeit widmen. Dafür arbeitete er bis 1 Uhr nachts. Mit Unterstützung der Frau erzeugte er wöchentlich zwei Stück Baumwollstoff zu 80 Ellen und verdiente — 4 Rubel 30 Kopeken. Es war nicht immer so. Früher waren die Stücke kürzer und die Löhne größer. Und der Alte reichte zurück in die Vergangenheit mit seinem Gedächtnis. Noch vor neun Jahren wurden für ein Stück Satin-Wollstoff von 64 Ellen 5 Rubel 50 Kopeken Lohn bezahlt, heute muss der Arbeiter das Stück mit 92 Ellen um 4·50—5 Rubel liefern; für 64 Ellen Sommer-Damenstoff zahlte der Fabrikant vor 9 Jahren 2 Rubel 50 Kopeken, heute verlangt er 92 Ellen für 2 Rubel; der schwere Kort (Tuch) brachte per Stück (56 Ellen), 4 Rubel 50 Kopeken, heute aber (64 Ellen) kaum 4 Rubel. Heuer sei noch, berichtete der Greis, eine sehr günstige Zeit, denn in den Wintermonaten gebe es sonst keine Arbeit.

In den anderen Werkstätten dieselbe Beschwerde. Die jungen Gehilfen möchten alle lieber in die Fabrik gehen. Die Arbeitszeit sei kürzer, die Arbeit lohnender und weniger anstrengend. Und der Sabbath? Hier erfuhr ich eine Episode, die mir für die ökonomischen Gegensätze innerhalb der Judenschaft sehr bezeichnend erscheint und die für die Zukunft der jüdischen Weber ein wichtiges Prognosticon bildet. Als vorigen Jahres die monatelange Arbeitslosigkeit anhielt und die Weber am Hungertuche nagen mussten, beschlossen sie um jeden Preis Arbeit zu suchen. In den Fabriken hatten sie bisher keine gefunden, weil sie am Samstag nicht arbeiten wollten. Es blieb

ihnen nichts anderes übrig, als es jetzt zu thun. Und nun geschah das Allercharakteristischeste: sie bekamen trotzdem keine Arbeit. Der conservative Rabbiner wusste dies bei den Fabrikanten durchzusetzen. Er solle sogar, erzählt man sich, erklärt haben, so lange er in Lodż lebe, werden Juden nicht am Samstag arbeiten. Freilich, die Fabrikanten zu bewegen, jüdische Arbeiter aufzunehmen, die nicht am Samstag, sondern am Sonntag arbeiten würden, ist ihm nicht gelungen. Wahrscheinlich hat er es nicht einmal versucht.

Die Weber sind alle strenggläubige, jedem Reformerthum fernstehende Männer. Sie tragen noch lange Röcke und kurzgeschorene Scheitellöckchen. Wie groß muss ihre Verzweiflung gewesen sein, wenn sie am Sabbath arbeiten wollten! Es war in einem großen Zimmer mit fünf Webstühlen, wo ein Weber im Kreise zahlreicher jüngerer und älterer Berufsgenossen die gemeinsame Leidensgeschichte erzählte. Sie sind sich bewusst, dass die großcapitalistische Productionswirtschaft ihre Existenz nur zu einer Frage der Zeit gemacht hat. Und dann? „Dann werden wir in den Fabriken und am Samstag arbeiten" — erklärte der Wortführer. Niemand widersprach ihm. Die Jüngeren stimmten mit lebhaften Gesten zu, die Aelteren nickten stumm. Sie sind mit sich fertig.

Wohl finden einige hundert Leute bei den Fabriken, die noch handwerksmäßig die Weberei betreiben, Beschäftigung und bessere Löhne. Aber auch ihr Schicksal ist nur davon abhängig, wann die Capitalskraft dieser Fabrikanten zum mechanischen Betriebe ausreichen wird.

So bereitet sich in Baluty eine wirtschaftliche Katastrophe vor. Aber sie hat noch eine tragische Seite. Mein Cicerone hat daran vergessen, dass es auch für industrielle Arbeiter eine Arbeitslosigkeit gibt und dass die ersten Opfer der Ueberproduction die Juden sein werden. Denn jüdische Arbeiter machen, wenn sie entlassen werden, keine Excesse, am allerwenigsten — Judenexcesse. Und dann ist es noch fraglich, ob die jüdischen Hausweber, denen auch

die christlichen Hausweber der umliegenden Ortschaften Alexandrovo, Konstantinów, Zgierz, Ozorków u. s. w. wegen ihrer geringeren Bedürfnisse eine gefährliche Concurrenz bieten, überhaupt in die Fabriken aufgenommen werden. Die Beschäftigung von Hauswebern bietet selbst dem größten Fabrikanten — und einer derselben erklärte mir dies selbst — gewisse Vortheile. In der Fabrik muss immer gearbeitet werden, auch wenn auf dem Markte eine Ueberproduction herrscht, sonst liegt das ganze Capital brach. „Ueber die Hausweber kann man beliebig disponieren. Braucht man Waren, so läßt man sie arbeiten, sonst nicht." Und ein anderer Fabrikant, ein Jude, der viele tausende von christlichen Arbeitern beschäftigt, meinte: „Wir können nicht christliche Arbeiter entlassen und jüdische aufnehmen. Das würde zu schrecklichen Excessen führen."

Vielleicht dachte er dabei an die Arbeiterplünderungen vom Mai 1882, in denen auch jüdisches Proletarierblut in Strömen floß. Auf jene Zeit bezieht sich auch ein Interview Jules Huret's vom „Figaro" mit einem alten jüdischen Arbeiter, dem in jenen Tagen der einzige Sohn ermordet wurde. Huret stellte die Frage:

„Behauptet man nicht, daſs es in Lodż zu viel Juden gebe?"

Und der Jude antwortete:

„Freilich. Wir sind zahlreich. Aber wohin sollen wir uns wenden?! — Wir werden ja überall vertrieben! — Irgendwo müssen wir doch leben . . .!"

Diese Frage ist heute actueller denn je geworden. Sie bildet den Angstschrei von ganz Baluty.

Anders ist es in den kleineren Fabriken. Da haben die jüdischen Unternehmer mehr Mitgefühl und Solidaritätsbewusstsein als die großen Millionäre, die die Profitsucht von ihrem eigenen Volke losgelöst hat. Als das beste Beispiel und Muster mag der Pendeluhrenfabrikant Herr Chmielewski dienen. In seiner Fabrik, in der Altstadt, sind bis 140 Arbeiter beschäftigt, kaum 30 darunter

sind Christen. Und die jüdischen Arbeiter, Männer und Frauen, Greise und kaum der Kindheit entwachsene Mädchen haben erst in dieser Fabrik das Handwerk erlernt. Alte Leute mit zerzausten Bärten, die noch unlängst Dorfschenker oder „Melamdim" waren, sitzen hier bei der Drehbank oder hantieren mit dem Schraubstock, die jungen Mädchen arbeiten flink in der Politur-Abtheilung; sowohl die Gehäuse als alle Bestandtheile der verschiedenartigsten Pendeluhren werden hier von jüdischen Händen hergestellt. Nicht Samstag, sondern Sonntag wird die Fabrik betrieben und nur die wichtigsten Vorarbeiten für den Sonntag werden von den 30 christlichen Arbeitern verrichtet. Der Unternehmer erleidet dadurch keinen Verlust, aber er hat den Willen und die Genugthuung, in seinem Kreise eine humane und sociale Mission zu erfüllen. Das ist ein Mann. Das brennende Problem, wie die existenzlosen Makler, Schenker, Kleinhändler u. dgl. wenigstens vorläufig zu productiven Elementen erzogen werden sollen, bis ihre endgiltige Erlösung kommen wird, hat er mit einem Schlage gelöst: mit einer That. Das ist ein Verdienst. Wie jämmerlich ist dem gegenüber die Rolle jener Großfabrikanten, die behufs Beschäftigung der jüdischen Weber die Gründung von besonderen Fabriken aus Wohlthätigkeitsfonds verlangen!....

Auf dem Gebiete der Jugenderziehung für das Handwerk besitzt die jüdische Gemeinde in der Talmud-Thora eine Musteranstalt. Unterscheidet sich die Talmud-Thora-Schule überhaupt vom Cheder schon dadurch, dass sie kein Privatunternehmen, sondern eine öffentliche Anstalt ist, so hat sie hier noch den Vorzug, dass auf den systematischen Unterricht in jüdischen und profanen Gegenständen eine Ausbildung in gewerblichen Fächern folgt. Sie ist also eine jüdische Volks- und Handwerksschule zugleich. Der Knabe, der mit sechs bis acht Jahren in die Schule tritt, genießt durch sechs Jahre Volksschulunterricht; er kommt jedoch in den letzten zwei Jahren

für halbe Tage in die Werkstätte, um sich dann nach deren Ablauf ganz dem Handwerk (Bürstenbinderei, Tischlerei oder Schlosserei) zu widmen.

Unter den Lehrgegenständen wird der hebräischen Sprache ein besonderes Augenmerk zugewendet. Dieselbe wird wöchentlich unterrichtet:

1. Classe	2. Classe	3. Classe	4. Classe	5. Classe	6. Classe
Stunden					
19	17	18	15	8	5

Aber selbst in den Jahren der reinen Handwerks-Ausbildung werden theoretische Gegenstände nicht vernachlässigt, wie: Correspondenz, Buchhaltung, Hygiene und Zeichnen. Diesem Unterricht ist die Zeit von 5—8½ Uhr Abends gewidmet.

Die gesammte Ausbildung ist unentgeltlich, ebenso die Lehrmittel und das Frühstück; der größte Theil der Schüler bekommt außerdem freies Mittagmahl und Kleidungsstücke. Für die sehr zahlreiche arme jüdische Bevölkerung ist die Schule eine große Wohlthat. Kein Wunder, dass sich mehr Bewerber melden, als Platz finden. 380 Schüler zählt die Anstalt, mehr als so viel müssen alljährlich abgewiesen werden. Mit einem Jahresbudget von 25.000 Rubel, die das aus einigen opferwilligen Männern bestehende Comité zusammenbringt, lässt sich eben nicht mehr schaffen. Eine ähnliche Anstalt besitzt auch außerhalb Russlands sonst keine Judengemeinde in Europa. Selbst die Baron Hirsch'sche Stiftung für Galizien mit ihren Millionen hat die schablonenhafte Züchtung von Lehrlingen der Errichtung von auf der Höhe moderner Technik stehenden Handwerkerschulen vorgezogen.

Was diese staatlich genehmigte Anstalt für die physische und geistige Erziehung und das sociale Wohl der männlichen Jugend im Großen leistet, das wirkt die von einer jungen, pädagogisch gebildeten Dame vor einem Jahre gegründete, aber unter der Aufsicht eines Comités

stehende Mädchenschule für das heranwachsende weibliche Geschlecht. Sechzig Mädchen aus den ärmsten Schichten, im Alter von 10 bis 13 Jahren, werden in den vorläufig noch bescheidenen Räumen erzogen und unterrichtet, um dann mit der Zeit auch Specialberufe zu erlernen wie: Kindergärtnerei, Stickerei, Schneiderei u. dgl. Die Kinder sind fleißig, gehorsam und dankbar und mit doppeltem Eifer widmet sich die Leiterin ihrer edlen Aufgabe. So mancher unserer jüdischen Gemeindepaschas, deren Gesichtskreis über die Anstellung von Gemeindebeamten und Einziehung von Cultussteuern nicht hinausgeht, könnte sich von dieser jungen Frau über die Bedeutung der jüdischen Mädchenfrage belehren lassen. Wie viel Leute haben wir denn in der ganzen Judenschaft, die klar sehen, welche sittliche Gefahr derselben droht, weil die jüdischen Mädchen gerade dort, wo die Kerntruppen unseres Volkes zusammengepfercht sind, zumeist keinen Beruf und Erwerb haben, ja sogar keine Arbeitsgelegenheit finden? Der Mangel an Handfertigkeitsschulen (für Korbflechterei, Lederindustrie, Strickerei, Stickerei u. dgl.) oder Fachbildungsanstalten (Kindergärtnerinnenschulen, Dienstbotenheim u. dgl.) in den meisten, selbst großen Städten gibt auf unsere Frage die beste Antwort. Die genannte Schule in Lodz, eine Handfertigkeitsschule in Warschau, ein Dienstbotenheim (Training home for jewish girls) in London und eines das demnächst in Kolomea aus den Privatmitteln der Frau Baronin Hirsch errichtet werden soll — das ist so ziemlich alles, was in ganz Europa die mächtige Judenschaft für ihre armen Töchter geschaffen hat.

Nur eine Bildungsstätte ist aus dem Volke selbst, ohne die Unterstützung seiner Reichen und Mächtiger, hervorgegangen. Dort sucht es nach den schweren Tagessorgen Bildung, Zerstreuung, und Unterhaltung und es findet dort die einzigen geistigen Genüsse, die ihm zugänglich sind. Die Ruhmes- und Leidensgeschichte seiner Ahnen und den Stolz auf seine Vergangenheit lernt es dort erst kennen

und die neue Welt der Kunst, die sich seinem Geiste offenbart, bringt die schlummernden Saiten seines Gefühlslebens zu bewusstem Empfinden.

Ich meine das jüdische Theater. Von den meisten westeuropäischen Juden, die sonst für „Volksspiele" und Bauerntheater schwärmen, viel verspottet aber wenig verstanden, ist das jüdische Theater für die osteuropäischen Juden, selbst wenn sie nach Amerika und England auswandern, ein geistiges Bedürfnis. Die Geschichte des jüdischen Theaters ist noch nicht geschrieben; sie reicht auch nicht über ein Menschenalter hinaus. Aber wer diese Geschichte einmal schreiben wird, von ihren Anfängen, da es nur Einacter gab und Männer in Frauenrollen auftreten musten, weil sich dazu keine Frauen bereit fanden, bis zu den „hohen Gagen", von denen die „Gasse" mit Neid spricht, dem reichen heutigen Repertoire, an dessen Spitze Goldfaden mit seinen historischen Dramen „Bar-Kochba", „Die Maccabäer", „Sulamith" und „Doctor Almasado" steht und der Fülle von Theatern in Russland, Galizien, London, New-York*) u. s. f., der wird nicht umhin können, den großen erzieherischen und culturellen Wert des jüdischen Theaters anzuerkennen und zu betonen.

Auch Lodz hat sein jüdisches Theater. In einem großen Saal, der 3—400 Personen fasst, befindet sich die improvisierte Bühne, ein Orchesterraum für 12 Musikanten und der Zuschauerraum: Sitzplätze und Stehparterre. Im Hintergrunde auf einer Erhöhung über dem Stehparterre erheben sich zwei Logen für das „feinere" Publikum. Diese Logen sind leer und nur einige Kinder treiben oben ihr lustiges Spiel. Sonst ist der Zuschauerraum ganz voll. Es ist Samstag Abends. Festlich gekleidete Frauen und Mädchen sitzen in den ersten Reihen, darunter manche herrliche Typen mit schwarzen Haaren, schwarzen Augen und einem Gesicht

*) In New-York allein bestehen drei jüdische Theater: Roumanian Opera-House, das Thalia- und Union-Theater.

voll Ernst und Selbstbewusstsein. Das sind Arbeiterfrauen. Arbeiterinnen, Köchinnen, Ladenmädchen u. dgl. mit ihren Männern oder Bräutigamen. Die Brautpaare, die nur am Samstag zusammenkommen können, geben sich hier gerne ein Stelldichein. Frauen vom Mittelstande finden wir hier selten; Mädchen fast nie. Die gehen lieber ins polnische Theater zur neuesten Posse von Balucki oder Zalewski. Aber alle, die hier sind, bilden eine andächtige Gemeinde. Trotzdem sich hinten im Stehparterre die Menge mit den schwarzen, langen Röcken und schwarzen Kappen staut, herrscht im Saale eine lautlose Stille. Jedes Wort das von der Bühne herab dringt, ist wie eine Offenbarung. Es zündet und entzückt, es berauscht und reißt fort. Die Heldenthaten der Makkabäer und Bar-Kochbas, eines Simson und einer Esther gelangen erst hier in ihrer ganzen Größe zum Bewusstsein des Volkes. So werden in ihm die Liebe zur alten Heimat und die nationale Opferwilligkeit geweckt und großgezogen. In Lustspielen und Possen werden dem Volke seine Schattenseiten vorgehalten, selbst Bigotterie wird getadelt, das Protzenthum der Reichen und die Unterwürfigkeit der Armen werden verhöhnt und der Jagd nach Gold wird die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins entgegengehalten. Und an den Eindrücken, die die Zuhörer von hier forttragen, zehren sie dann die ganze Woche. So kommt ein Hauch Poesie in ihr jämmerliches Alltagsdasein. Wenn sie unter der Last der Sorgen schier zusammenbrechen, dann sind es die wehmüthigen Lieder und Volksmelodien aus den jüdischen Opern, die ihren gedrückten Gemüthern Erleichterung schaffen, die Mütter singen sie ihren Säuglingen als Wiegenlieder vor und in den Werkstätten geht dabei die Arbeit flinker von statten.

Der Eigenart des jüdischen Theaters entspricht die der Schauspieler. Die meisten sind Schiffbrüchige auf dem Ocean des Lebens: Kellner, Belfer, Friseure, Köchinnen oder Ladenmädchen, die mit ihren Berufen unzufrieden

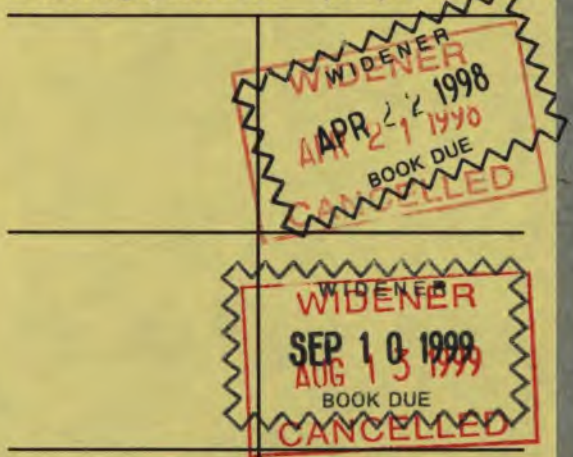
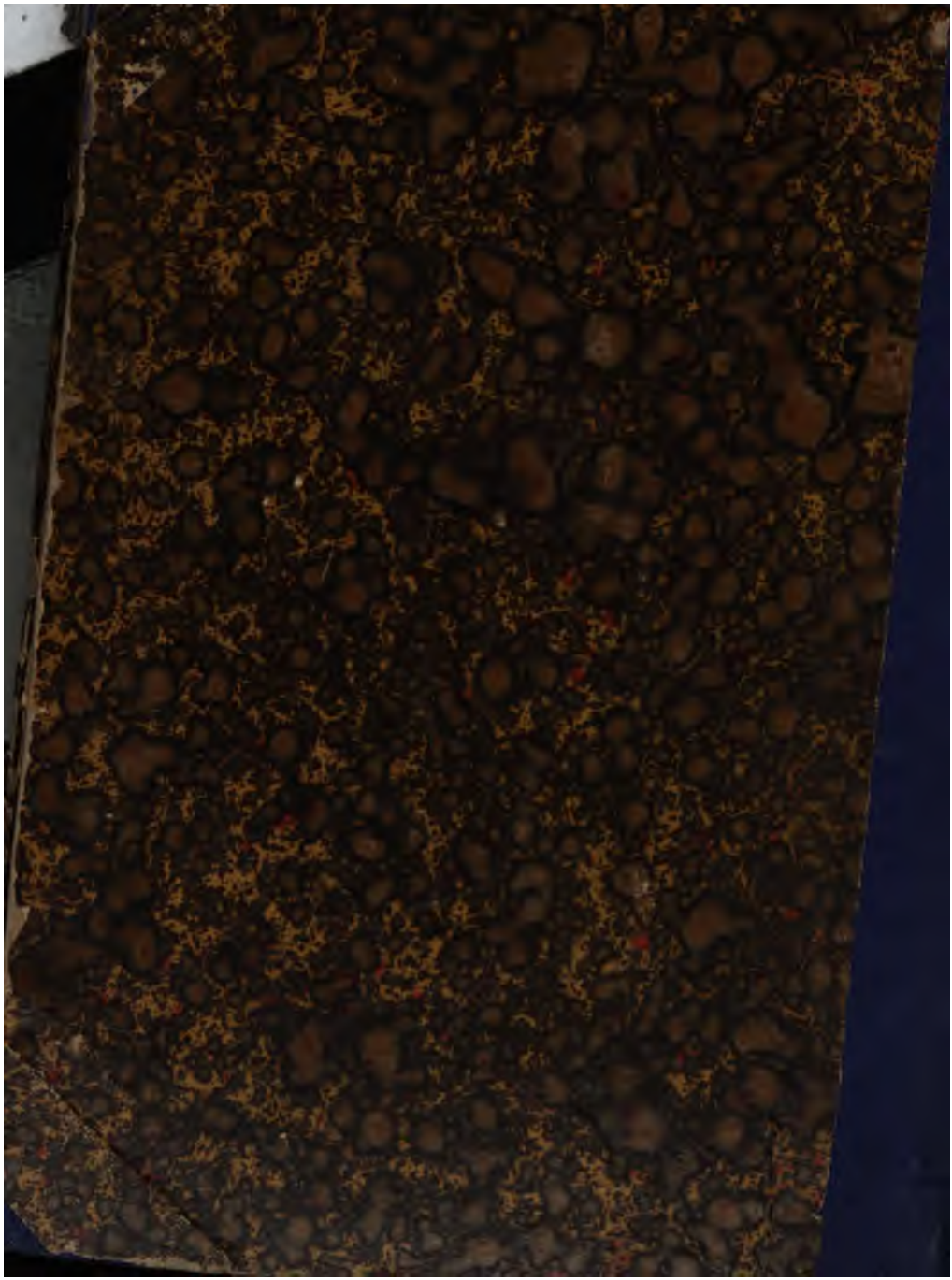
sind, weil sie hinaus möchten ins Leben und in die Welt, die sie nicht kennen, die sie aber in vollen Zügen genießen möchten. Es gibt darunter arbeitsscheue Faulenzer, aber auch viele echte Talente, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Diese bleiben auch nicht lange im Osten, sie gehen nach England oder Amerika, wo ihnen große Gehalte winken.

Die Lodzer Truppe zählt 23 Schauspieler. Die meisten beziehen einen Monatsgehalt von 15—20 Rs.; die „ersten" Schauspieler theilen das Reinerträgnis untereinander. Um halbwegs existieren zu können, erklärte mir der „Theaterdirector", muss die Truppe 200 Rs. per Abend einnehmen, das sei aber höchstens zweimal wöchentlich der Fall. Darum machte er auch gehörige Reclamen von der Bühne aus. Nach Schluss des „Doctor Almasado" hielt er an das „sehr verehrte Publicum" eine Ansprache, worin er die Vorzüge seiner Truppe gegenüber der früheren betonte und zu zahlreichem Besuch einlud. Die pièce de resistance der Saison werde das „berühmte" Stück „Ibn Esra" von Kaminski und die neueste Comödie „zum Kranklachen", „Freide Rotekopf"*), sein. „Und darum kommen Sie und unterstützen Sie uns. Denn wir brauchen kein Geld, nein, nein, nur — Mazzes auf Pesach ....

*) Eine Parodie auf das Drama von Gabryela, v. Zapolska, „Malke Schwarzenkopf".

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	3
I. Kolomea	5
II. Stanislau	16
III. Borysław	30
IV. Częstochau	40
V. Bialystok	45
VI. Warschau	59
VII. Lodż	75

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413